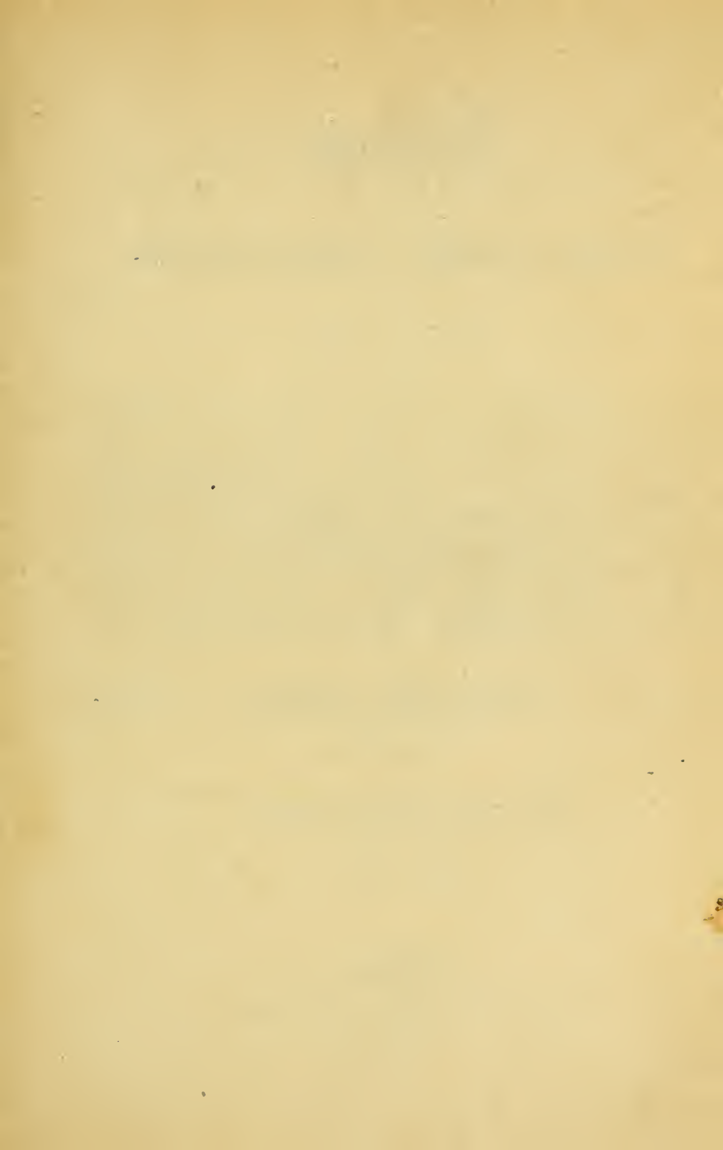










Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), A. Ferrari, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Hermann Oelschläger, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1870. — Fünfundzwanzigster Jahrgang. — 1870.

Vierter Band.

El paso de las animas.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.

El paso de las animas.

Roman

von

Ernst v. Bibra.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.

Erstes Kapittel.

Heimweh.

„Sieh doch einmal nach, Jakob", sagte Kohlweg, der Jäger, „wie draußen das Wetter ist. Ich habe alle Courage verloren und traue mich gar nicht hinaus, denn ich fürchte, es wird im Leben nicht anders."

Der Jakob Geheißene stand auf und trat vor die Thür der Hütte oder des Hauses, kam aber nach wenigen Augenblicken wieder zurück und sagte tief aufseufzend:

„Es ist noch immer so niederträchtig wundervoll, wie's bisher alle Tage war."

Draußen hatte Luna ihre silberne Schale ausgegossen über die Erde mit reichlicher, verschwenderischer Hand, und das glänzende Mondlicht des Südens lag, still und prächtig, weithin über der Landschaft oder über

dem Lande, denn das Land, von welchem wir sprechen, war sichtbar seiner ganzen Breite nach bis an die Bergesreihe, welche es vom Ocean abgrenzt.

War der weißliche Schimmer, der hinter jenen Küstenbergen lag, die See? Waren es Nebelschichten, die über dem Meere schwebten, oder vielleicht ferne Wolken, die den Horizont mit dem Wasser einten? Wer konnte das sagen?

Die dunklen Bergesriesen aber, die dem Meere entgegengesetzt das Land begrenzten, waren scharf geschieden vom sternenbesäten Nachthimmel, und nur einzelne ihrer schneeigen Gipfel erglänzten im Mondlichte, welches den tiefdunkelblauen nächtlichen Himmel fast allein beherrschte und nur einigen Sternmatadoren erlaubte, ihr funkelndes Licht zu zeigen.

Es war eine reizende, eine wundervolle Nacht, und das Land, über welchem sie ihre Pracht entfaltete, war Chile.

Der Jäger lüftete mit der Spitze seiner Pfeife das Endchen eines Kleidungsstückes, mit welchem er das Fenster dicht verhängt hatte, um sich von der Wahrheit von Jakob's Bericht zu überzeugen; als aber das Mondlicht sofort siegreich in die Stube drang und die röthliche Oellampe fast unsichtbar machte, schloß er seufzend die Lücke wieder.

„Mondschein und Helligkeit“, sagte er grollend, „und wieder Helligkeit und Mondschein, und sonst nichts und wieder nichts, seit wir hier in der unglücklichen Knallhütte sitzen, welche die unverschämten Kerle hier im Lande ein Haus, eine casa nennen.“

„Ja“, fügte Jakob hinzu, „und wenn der Mond endlich einmal klein beigeben muß, da der hiesige glücklicherweise gerade so gut halbirt und geviertelt wird, wie der unsrige drüben, so machen sich die Sterne mausig und scheinen fast ebenso unverschämt wie der langweilige Mond.“

„Solche Nächte nennt man bei uns Jägern sternhell“, sagte Kohlweg, „und dieses sternhell ist häufig nichts weiter als eine tüchtige Finsterniß. Wir Jäger freilich kennen uns aus und kommen durch Dick und Dünn, mögen die Sternhelligkeiten noch so stockdunkel sein und die andern Leute stolpern und fallen, hier zu Lande aber kann jeder Esel über Stock und Stein laufen, weil's fast so hell ist wie bei Tage. Es ist ein Elend!“

„Das hätte weniger auf sich“, versetzte Jakob; „ich sehe nicht ein, warum andere anständige Leute, die eben keine Jäger sind, auf die Nase fallen sollen. Aber die miserable Stille genirt mich fast am meisten, die in diesen jammervollen Nächten und beinahe ebenso bei

Tage herrscht. Gegen Abend freilich kommt eine Art von Wind von den Bergen, aber es ist kaum mehr als ein Luftzug, der sich elendiglich durch die Bäume stiehlt, als hätte er kein Recht, rechtschaffen zu blasen und zu pfeifen. Wo hört man eine Wetterfahne knarren, einen Ziegel auf die Straße fallen oder einen Schornstein einstürzen? Wo hört man einen Wagen fahren, Betrunkene sich streiten, wo Feuer schreien? Nicht einmal ein jämmerlicher Kater läßt sich hören, dahier, in dieser verwünschten, romantischen Einsamkeit, welche mir täglich unheimlicher wird, weil sie so ganz und gar nichts Unheimliches an sich hat."

Der Jäger stimmte ihm bei und sprach von den nächtlichen Reizen seiner ebenfalls einsamen Forstwartwohnung im deutschen Walde: wie die Windsbraut durch die altersgrauen Tannen gefahren sei, brausend, astbrechend und ihr wildes Sturmlied singend; wie sich die Feuerschlangen des Blitzes bekämpft droben am Himmel, in den schwarzen Wetterwolken, und Odin's Sohn, Thor, der Donnergott, Wald und Fels erschüttert durch das Rollen seines mit Böcken bespannten Wagens; wie dann wieder, in andern Nächten, Hati der böse Wolf und Managarm der Mondhund den Mond am Nachthimmel gejagt und verfolgt.

Kohlweg, der Jäger, schien nicht unbelesen zu sein,

und wie er also sprach von den wilden Schönheiten seines Vaterlandes, hob er begeistert den Arm, und sein Freund Jakob hörte seine Worte mit offenbarem Vergnügen.

Dann sprach der Jäger vom Winter und seinen Reizen.

„Fast mannshoch lag der Schnee im Walde, tiefer wohl noch in den Schluchten und Hohlen und nur der Kundige fand da seinen Weg; da galt es zu kämpfen mit Wind und Wetter, und saß man dann, nach des Tages Mühen, beim treuen Kachelofen im einsamen Forsthause, hörte man draußen im Walde einen Baum ächzen, den des Schnees Last zu brechen drohte, und die nächtliche Stille wurde vielleicht noch unterbrochen durch das Bellen eines Fuchses oder durch einen fernen Schuß, den wohl ein Wilddieb gethan."

Es schien fast, als habe Kohlweg diese letzten Worte gewissermaßen unwillkürlich gesprochen und werde sich erst jetzt ihres Sinns bewußt, der ihn erschütterte oder ihm wenigstens unangenehme Erinnerungen in das Gedächtniß rief, denn er schwieg plötzlich und blickte düster vor sich hin.

Auch Jakob schwieg, und beide saßen jetzt traurig und gedrückt einander gegenüber und starrten in die trübe Oellampe, statt Thür und Fenster zu öffnen, um

dem zehnmal hellern Lichte des Mondes den Eingang zu gestatten und die würzige Luft zu athmen, die draußen von den Bergen niederwärts strömte.

Die beiden Leute hatten eben jenes Stadium des Heimwehs, in welchem uns ganz gewöhnliche Dinge der fernen Heimat über alle Maßen vortrefflich erscheinen und selbst wenig zu lobende Zustände besser als wirklich gute der Fremde.

Da aber ihre Unterhaltung vollständig stockte und keiner von ihnen ein Wort über seine Vergangenheit sprach, so müssen wir dem freundlichen Leser, auf die Gefahr hin, langweilig zu erscheinen, die nöthigen Anhaltspunkte vorlegen und in der Kürze entwickeln, wie die Beiden dazu gekommen, ihr Vaterland zu verlassen und sich nach dem fernen Chile zu begeben.

Wir versprechen dafür für die Folge Abenteuer, so fabelhaft, wie sie nur aufzutreiben sind, und die eminenteste' Spannung, welche unsere schwache Feder wenigstens hervorzurufen im Stande ist.

Wenig ist eigentlich zu sagen über Jakob Scherflein, den einen unserer Freunde. Er war ein so gutmüthiger Mensch, daß, wer ihn nicht näher kannte, ihn fast für unbedeutend halten konnte, und dabei ein echtes, wahrhaftiges Stillleben.

Seine Aeltern waren wenig bemittelte Krämersleute,

und Jakob wäre mit Vergnügen in die Fußtapfen seines Vaters getreten, wenn dieser nicht beschlossen hätte, seinem einzigen Sohne eine bessere Existenz als seine eigene zu verschaffen, und denselben aus diesem Grunde studiren ließ. Jakob fügte sich willig, und theils um seinen Aeltern Freude zu bereiten, theils weil er vielleicht nichts Besseres zu thun wußte, büffelte er mit riesigem Fleiße, eine Begebenheit, welche sich mit sehr klugen und ebenso mit sehr einfältigen Menschen zutragen kann.

Vielleicht hatte kaum etwas in seinem Leben den alten Scherflein so glücklich gemacht als dieser Fleiß seines Sohnes, und was des letztern Lehrer betraf, so prophezeiten sie ihm die vortrefflichste Zukunft. Die alten Klassiker mußten vom Olymp herab mit Stolz und Freude auf den Jüngling blicken, welcher ihre Werke mit solchem Eifer verschlang, und es war kaum anders zu glauben, als daß sie bei den unsterblichen Göttern sich auf das angelegentlichste für das Wohl ihres Lieblings verwenden würden.

Die einzige Klage, welche seine Lehrer in jener Zeit über ihn führten, war die, daß der fleißige Jakob diese Früchte seines Fleißes allzu willfährig mit seinen faulen Mitschülern theilte, das heißt, daß er dieselben seine Pensa abschreiben ließ, bei den Lectionen ihnen

hülfreiche Zettelchen zusteckte und den Aufgerufenen einzublasen suchte, wie und wo es nur anging. Nichtsdestoweniger verließ er als ein Muster das Gymnasium, bezog die Universität, und da bei jüngern Leuten noch hier und da Spuren von Dankbarkeit angetroffen werden, so vergalten jetzt die Faulen, welche seine Pensa abgeschrieben hatten, diese Wohlthat damit, daß sie ihm nun ihrerseits unter die Arme griffen und einen wenigstens erträglich flotten Studio aus ihm machten.

Das fiel ihnen nicht schwer, denn aus trägen und unordentlichen Gymnasiasten werden fast immer auf der Universität sehr „ordentliche Kerle", und so lehrten sie mit Freuden den fleißigen Jakob jetzt Alles, was sie selbst mit so großem Eifer betrieben, und dieser verleugnete seinen frühern Fleiß keineswegs.

Ohne im geringsten seine philosophischen Studien zu versäumen, besuchte er unermüdlich den Fechtboden, lernte trinken und commentmäßig krakehlen, was zu jener Zeit unerlaßlich war, da man sich damals seinen Paukanten noch eigenhändig und mühsam erwerben mußte und ihn nicht, auf ein Zettelchen geschrieben, auf die bequemste Weise von der Welt präsentirt erhielt.

Als sich Jakob einigemal mit ebenso viel Muth als Geschicklichkeit geschlagen hatte, gestanden sich seine Freunde, daß in der That das Unmögliche möglich

und aus einem Büffler ein flotter Kerl geworden sei, während seine frühern Lehrer sich ebenfalls über die Richtung wunderten, welche ihr früheres Muster einzuschlagen begann.

Nach Verlauf eines Jahrs freute und wunderte sich Niemand mehr in der Universitätsstadt über Jakob Scherflein.

Siegreich heimgekehrt von einer Paukerei, erhielt er einen Brief von Hause, der ihm den Tod seines Vaters meldete und ihn zugleich aufforderte, wolle er seine todkranke Mutter noch einmal sehen, schleunigst heimzukehren. Er that es, geleitete einige Tage später, in Thränen zerfließend, die gute alte Frau zu Grabe und erfuhr, abermals einige Tage später, daß seine Aeltern so viel wie nichts hinterlassen hatten, da ihr Kram wenig abwarf und sie allen ihren Erwerb dazu verwendet hatten, ihren einzigen Sohn studiren und anständig auftreten zu lassen.

Die Post und Mauth waren zu jener Zeit spröder als gegenwärtig gegen unglückliche Jünglinge.

Die Eisenbahn und der Telegraph leuchteten zwar bereits durch die Nebel Altenglands herüber ins deutsche Reich, aber ihr Netz war noch nicht gesponnen über dasselbe.

Der Rath der Klassiker im Olymp, gegen wöchent-

liche Kosttage lateinischer Instructor zu werden, wollte Jakob nicht recht behagen, und er verzehrte deshalb den Rest des älterlichen Vermögens, suchte sich die darauf folgenden Tage des Hungers eine Zeit lang durch die auf der Universität erlernte Philosophie erträglich zu machen, und ein Jahr nach dem Tode seiner Aeltern finden wir ihn als Schreiber des Advocaten Doctor Mausert wieder.

Mit zagendem Herzen hatte Jakob sich zu dem alten, als Sonderling verrufenen Herrn begeben, welcher zwar eine Schreiberstelle ausgeschrieben, mehrfache Bewerber aber ohne alle Umstände abgewiesen hatte. Wider Erwarten fand er indessen keine ungünstige Aufnahme.

„Ich habe Ihre Aeltern gekannt", sagte Mausert; „brave Leute, haben ihr ganzes Vermögen aufgezehrt, ehe sie starben. Finden Sie das nicht sonderbar?"

„Es geschah aus Liebe zu mir", versetzte Jakob; „ich habe nicht das Recht, mich darüber aufzuhalten."

„Brav", sagte Mausert, „als Sohn sehr brav gedacht. Aber glauben Sie, daß ich aus Liebe zu Ihnen ebenfalls mein Vermögen aufzehren werde? Denken Sie reiflich nach!"

Da diese Frage Jakob außerordentlich sonderbar vorkam, so dachte er wirklich längere Zeit nach, da ihm aber nichts Besseres einfiel, so sagte er endlich:

„Nein; ich bin überzeugt daß Sie das nicht thun werden.“

Mausert nickte befriedigt.

„Können Sie schweigen?“

„Wie das Grab!“

„Narrenspossen“, rief der Advocat. „Das Grab schwatzt wie ein altes Weib. Bedenken Sie nur, welche Teufeleien die Arsenikleichen erzählen, welche man wieder ausgegraben hat. Aber scheuen Sie die Arbeit, die horribelste, furchtbarste, ungeheuerste Arbeit?“

Jakob zog die Schulter.

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, was menschenmöglich ist, und reicht der Tag nicht, so muß die Nacht aushelfen.“

„Pfui, junger Mann“, entgegnete Mausert mit mißfälliger Miene, „man muß nichts übertreiben. Aber jetzt kommen Sie, ich will Sie auf Ihre Stube führen.“

Es war eine hochgelegene, helle und freundliche Stube im Hintergebäude, welche der Advocat seinem neuen Schreiber anwies, bereits vollkommen zum Empfange eines Bewohners hergerichtet. Dann wurde dieser in die Hausordnung eingeweiht, indem Mausert sagte:

„Frühstück auf der Stube, Mittags- und Abendmahl

gemeinschaftlich. Die häuslichen Geschäfte besorgt sämmtlich ein Laufbursche, der des Tages über unten, an der Thür, ein Stübchen bewohnt, aber auswärts schläft. Hier haben Sie einen Monatslohn im voraus und hier den Hausschlüssel. Ist die Arbeit nicht übermäßig groß, so können Sie ausgehen, wenn Sie Lust haben und des Abends nach Belieben ausbleiben. Im Zimmer nebenan ist meine Bibliothek, Sie können dieselbe, wenn Sie Zeit haben, benutzen. Adieu!"

Mausert ging, ohne seinem neuen Untergebenen Zeit zu lassen, seinen Dank abzustatten. Als Jakob allein war, sagte er zu sich selbst:

„Ich kann ausgehen und die Bibliothek benutzen, wenn die Arbeit nicht zu groß ist und wenn ich Zeit habe, aber ich fürchte, der Hausschlüssel und die Bücher da nebenan werden gute Ruhe haben, wenn einmal die riesige Arbeit begonnen hat, die der Alte vorhin in Aussicht stellte."

Es verging indeß der erste Tag, ohne daß Jakob zum Geschäft gerufen wurde, ebenso der zweite, und nachdem in gleicher Weise eine Woche verflossen war, fragte während des Mittagstisches Jakob schüchtern, ob es ihm nicht bald erlaubt sein dürfte, das Bureau zu betreten.

„Wir arbeiten beide in unsern Stuben", versetzte

Mausert, „und ich werde Ihnen demnächst so Vieles zu mundiren und zu concipiren bringen, daß es Ihnen schwül werden wird."

„Bester Herr Mausert", sagte Jakob ängstlich, „ich fürchte, daß das Concipiren für jetzt noch schlecht gehen wird, denn —"

„Punctum!" erwiderte Mausert, und hierauf begann er von andern Dingen zu sprechen.

Nach einem halben Jahre hatte Jakob vollständig seine Stellung begriffen.

Er war bei Mausert in decorativer Beziehung angestellt, indem sich der Advocat, welcher, wie es schien, nicht einen Clienten mehr hatte, nach außen den Anschein zu geben wünschte, als habe er eine bedeutende Praxis.

„Da Sie studirt haben", sagte er zu Jakob, „so verstehen Sie zuverlässig zu kneipen. Geben Sie sich deshalb, wenigstens alle vierzehn Tage einmal, dieser Beschäftigung hin, suchen Sie Ihre Collegen, die andern Advocatenschreiber, auf und klagen Sie über die furchtbare Arbeit, welche ich Ihnen aufbürde."

„Aber", versetzte Jakob, „eigentlich kommen doch so wenig Leute zu uns —"

Mausert ließ ihn nicht aussprechen.

„Auswärtige Praxis", rief er, „Familienprocesse

von Fürsten und Grafen, feine Geschäfte, welche mit Gold aufgewogen werden. Ich mache geheimnißvolle Reisen, ich komme mit Gold beladen zurück, aber ein alter Filz, wie ich bin, lebe ich zu Hause einfach, ja fast spärlich. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen", erwiderte Jakob. Und er befolgte auch redlich die Befehle seines Principals, indem er von Zeit zu Zeit seine Collegen wacker anlog und ungeheuerliche Dinge von der geheimnißvollen Praxis seines Herrn berichtete.

Im Uebrigen war er wieder ganz der Alte geworden, und die Zeit seines Universitätslebens erschien ihm fast wie ein Traum. Nur wenig kam er, mit Ausnahme der befohlenen Gänge zu den Collegen, aus dem Hause, dagegen benutzte er die Bibliothek Mausert's, ohne sich indessen mit dem Studium eines speciellen Faches zu beschäftigen.

Die Frage, was nach dem Tode Mausert's aus ihm werden solle, welche sich ihm freilich bisweilen aufdrängte, schlug er sich aus dem Sinne, denn man kann sehr wohl leichtsinnig sein, ohne das Leben eines flotten Weltmannes zu führen.

Dagegen cultivirte er seine Bekanntschaften auf und unter den Dächern, auf welche er die Aussicht hatte.

Er beobachtete das häusliche Leben der Sperlinge, welche im Hausgärtchen Mausert's eine zahlreiche Colonie angelegt hatten. Er kannte alle Katzen der Nachbarschaft und verfolgte die Fortschritte eines unsichtbaren Flötenspielers, der beim Einzuge Jakob's seine ersten Studien begann, aber nach Verlauf eines Jahres sich bereits über die ärgste Unerträglichkeit hinausgearbeitet hatte, und ähnliche Erfahrungen machte er an einer jugendlichen Sängerin, deren wirklich hübsche Stimme nach und nach Schule bekam. Daß er die zahlreichen Kinder genau an ihren Stimmen zu unterscheiden wußte, sowie die der bisweilen scheltenden Mütter, versteht sich von selbst, merkwürdiger aber war es, daß er sich über alle diese Dinge selten oder nie ärgerte, was ihm vielleicht begegnet wäre, wenn er sich in der Lage befunden hätte, Romane oder chemische Abhandlungen zu schreiben.

Jakob Scherflein war eben ein Stillleben!

Nach Verlauf von etwa zwei auf diese Weise zugebrachten Jahren kam er eines Abends ziemlich spät von einem seiner Dienstgänge nach Hause und bemerkte zu seinem Erstaunen noch Licht bei seinem Principal. Er trat sogleich bei demselben ein, da sich ihm eine unbestimmte Ahnung irgend eines Unheils aufdrängte.

Er fand seinen Brodherrn in einem Lehnstuhl sitzend, welcher ihm die Hand reichte, indem er zu lächeln versuchte.

„Ich wußte, daß Sie kämen", sagte er mit schwacher Stimme, „wenn Sie das Licht sehen würden, und es ist mir lieb, daß Sie da sind, denn ich will doch nicht wie ein alter Fuchs in meiner Höhle allein sterben."

„Ist Ihnen etwas zugestoßen?" versetzte Jakob erschrocken.

„Aufzuwarten", sagte Mausert, „und das zwar so ziemlich zu rechter Zeit. Ich mache es nämlich wie Ihre würdigen Aeltern und segne das Zeitliche, nachdem die zeitlichen Güter von mir gewichen sind. Alias: Vielleicht noch ein halbes Jahr hätte mein Vermögen ausgereicht, und dann hätte es mir freigestanden, zu verhungern, zu betteln oder ein wenig Selbstmörderei zu begehen. Der Tod hatte die Artigkeit, bei mir anzuklopfen und mir das Versprechen zu geben, mich vor allen diesen Unannehmlichkeiten zu bewahren. Ich glaube, er hält rasch Wort."

Er bedeutete hierauf Jakob, aus seinem Pulte eine grünseidene Börse zu nehmen, und händigte ihm die Hälfte ihres Inhalts ein, indem er sagte, daß er mit ihm theilen wolle.

„Die andere Hälfte", fuhr er fort, „reicht zu meinem

Begräbnisse, und meine Papiere zeigen deutlich, daß Sie sich keinen Pfennig unrecht zugeeignet haben."

Jakob vergoß bittere Thränen und streichelte dem alten Manne die Wangen, indem er schluchzend rief:

„Sterben Sie nicht, lieber Herr Mausert, sterben Sie nicht, es pressirt nicht so stark! Ich bleibe bei Ihnen und wir werden schon auf etwas verfallen, um wieder zu Geld zu kommen."

„Guter Kerl", sagte der Advocat, „ganz guter Kerl, aber es thut's deswegen doch nicht mehr. Mein lieber Scherflein, wenn Sie später einmal ebenfalls sterben, so denken Sie an mich. Man stellt sich den Tod ganz anders vor, als er in Wirklichkeit ist, theils schlimmer, theils besser, und ich glaube, wem es einmal so zu Muthe ist, wie mir gegenwärtig, der mag gar nicht mehr länger leben. Ich bin begierig, ob Sie das auch so finden. Aber ich will Ihnen, Ihre Zukunft betreffend, noch einen Rath geben, den ich auf diese Stunde verspart habe, und der Ihnen von größtem Nutzen sein wird. Werden Sie —"

Mausert sah bei diesen Worten seinen Schützling so ernsthaft an, wie dieser es nie vorher bei ihm bemerkt hatte, und gleichzeitig kam er Jakob plötzlich wenigstens um zehn Jahre älter vor. Was aber Jakob werden sollte, sagte er nicht mehr, denn er war gestorben.

Es fand sich in den folgenden Tagen Alles bestätigt, was der Sterbende gesagt hatte. Sein ganzes Besitzthum war verpfändet, und nichts gehörte mehr sein als die Summe in der grünen Börse, welche ihrerseits wieder richtig zu den Gerichts- und Begräbnißkosten ausreichte.

Auch Jakob wurde nichts in den Weg gelegt, er verließ unangefochten das Haus, nachdem er seinem Principal die letzte Ehre erzeigt, und hatte jetzt Zeit, darüber nachzudenken, welchen guten Rath der Verstorbene ihm wohl hätte geben wollen.

Da es ihm aber nicht gelang, hierüber ins Klare zu kommen, so begann er die Rathschläge zu prüfen, welche ihm die Lebenden gaben.

„Uebernehmen Sie die gewinnreiche Praxis Ihres verstorbenen Principals", sagten die Einen.

Andere riethen ihm eine reiche Heirath zu machen.

Wieder Andere sprachen von dem güldenen Boden, welchen das Handwerk habe, und fügten hinzu, daß sie ihn indessen mit diesem Rathe durchaus nicht beleidigen wollten.

Ziemlich allgemein gehalten war der Trost, welchen er von andern Seiten erhielt, nämlich daß der, der Lateinisch verstünde, durch die ganze Welt käme. Indessen rief dieser Trost, durch eine einfache Ideen-

verbindung, in ihm den Gedanken wach, auszuwandern.

Er theilte das einigen seiner Bekannten mit, und da man ihm einstimmig abrieth, nach Nordamerika zu gehen, weil er zu gut für dieses Land sei, und da sich gleichzeitig eine Schiffsgelegenheit nach der Westküste Südamerikas darbot, so folgte er diesem Rufe des Schicksals.

Weil wir aber weder unserem Jakob, noch den Herren Nordamerikanern und überhaupt Niemand auf der Welt zu nahe treten wollen, so unterlassen wir es die vielfachen Uebersetzungen anzuführen, welche statthaft wären für den Ausdruck „zu gut", und lassen Jakob sich an Bord begeben, woselbst er die Bekanntschaft Kohlweg's, des Jägers, machte, welcher ebenfalls Europa Valet gesagt hatte und mit welchem wir uns jetzt ein wenig beschäftigen wollen.

Man konnte nicht sagen, daß Heinrich Kohlweg durch die lateinische Schule gelaufen sei, denn es ging im Gegentheil dieser Weg ziemlich langsam vor sich, da dem Jünglinge am Ende verschiedener Schuljahre von seinen mißgünstigen Lehrern mehrfache Repetir-Prügel zwischen die Füße geworfen wurden.

Auf der Forstschule, wohin er aber endlich doch gelangte, ging es besser, er wurde ein tüchtiger Forst-

mann, und wir finden ihn einige Jahre später als Forstwart in einem kleinen Häuschen mitten im wilden Walde wieder.

Ein alter, ihm beigegebener Knecht besorgte die häuslichen Geschäfte.

Etwa zwei Stunden von Kohlweg's Wohnung befand sich das größere Forsthaus, in welchem sein Vorgesetzter, der Förster, wohnte, und wieder so ziemlich in gleicher Entfernung, an der Grenze des Waldes, lag ein kleines Landstädtchen, welches Kohlweg bisweilen besuchte, theils Geschäfte im Amthause halber, theils um einen Schoppen zu nehmen, in spätern Zeiten auch noch aus andern Gründen oder eigentlich aus einem einzigen Grunde.

Dieser Grund wurde repräsentirt durch die schwarze Crescenz, welche, wie man zu sagen pflegt, guter Leute Kind, sehr hübsch, sehr kokett und im mittelguten Sinne ein wenig leichtsinnig war und sich als Kellnerin im schwarzen Bären befand, dessen Besitzer ihr Vetter war.

Da die Bekanntschaft Kohlweg's mit Crescenz Anfang und weitern Verlauf wie tausend andere hatte, so ist es nicht nöthig, sich weiter über dieselbe auszubreiten, und es mag nur bemerkt werden, daß nach Verlauf eines halben Jahres Niemand mehr Zweifel hegte, daß die beiden jungen Leute sich heirathen würden.

Im Buche des Schicksals schienen indessen andere Bestimmungen verzeichnet zu sein.

Kohlweg und die schwarze Crescenz küßten sich bereits vor den Leuten, als ein junger Mann im Städtchen erschien, welcher Zacharias Zeckel hieß und ein Schneidergeselle war.

Dieser Name hatte freilich keinen besonders romantischen Klang, und über das Schneiderhandwerk spöttelt man von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag, zuverlässig aus sehr schwachen oder gar nicht vorhandenen Gründen, und solches geschieht sogar häufig von Personen, welche den größten Theil ihrer erhöhten, sonntäglichen Bildung eben nur ihrem Schneider verdanken.

Daß aber der junge Mann Zacharias hieß und ein Schneider war, war auch das Schlimmste, was man ihm nachsagen konnte, denn im Uebrigen war er ein vollkommener Gentleman.

Groß und hübsch gewachsen — größer wie Kohlweg — trug er Haupthaar und Bart stets nach der herrschenden Mode; selbstverständlich war seine Kleidung ebenso modern, seine Wäsche untadelhaft, und in seinem Benehmen hatte er ein gewisses Etwas, was die Frauen reizend, die Männer unausstehlich fanden.

Diese letztern nannten ihn daher häufig den Baron

und die, welche sich am meisten über ihn ärgerten, den Grafen, und wenn Zeckel dieses zufällig hörte, sagte er lächelnd: er wünsche es zu sein, zufällig aber wäre er nicht mehr als ein armer Schneider.

Dann aber lenkte er geschickt das Gespräch auf andere Dinge; er sprach von den großen Städten, welche er gesehen hatte, von den Theatern, welche er besucht, von Concerten und Kunstsammlungen, und kam das Gespräch auf hochgestellte und bekannte Persönlichkeiten, so sprach er von denselben mit der größten Achtung, aber fast unwillkürlich kamen die Anwesenden häufig auf den Gedanken, als sei er mit diesen Autoritäten irgendwie näher bekannt und spreche blos aus Bescheidenheit so zurückhaltend, oder vielleicht gar aus einem andern Grunde.

Man wurde bisweilen irre an ihm und wunderte sich darüber, daß dieser Mann sich herabließ, in dem kleinen Städtchen zu arbeiten, und das gar bei einem Meister, der die Mitte zwischen einem Flickschneider und einem Pfuscher hielt.

Im Uebrigen war Zeckel im schwarzen Bären bald täglicher Gast, und Kohlweg, welcher mit dem besten Willen nur einigemal in der Woche dorthin kommen konnte, bemerkte mit innerlichem Grimme, daß seine Crescenz dem verwünschten Schneider bedeutend größere

Aufmerksamkeit schenkte, als es in ihrer Stellung nöthig gewesen wäre.

Infolge dessen wurde seine Stimmung eine gereizte, mürrische und verdrossene, er wurde unhöflich gegen Zeckel, der seinerseits die Stellung eines gewürfelten Weltmannes behauptete, welcher, da er keinen Hader haben will, dergleichen nicht zu bemerken scheint, und gegen den Jäger äußerst höflich war, dagegen aber der schwarzen Crescenz auffällig den Hof machte.

Es sind das alte Geschichten, welche aber dem, dem sie just passiren, durchaus nicht das Herz brechen, sondern im Gegentheil zu großer Beruhigung gereichen sollten, insofern nämlich Amor allein noch das Feld behauptet und Hymen nicht schon die Sache unheilbar verpfuscht hat.

Was indessen Kohlweg betraf, so nahm sein Unmuth täglich zu, und es kam ihm zugleich mehr und mehr vor, als spiele er dem verwünschten Schneider gegenüber eine höchst untergeordnete Rolle.

Seine eigenen Manieren erschienen ihm ungelenk und fast bäuerisch, sein Aeußeres verwildert, und während er sonst die Honoratioren des Städtchens mit allerlei Abenteuern aus seinem Leben auf der Forstschule unterhalten hatte, kamen ihm jetzt seine Erzählungen trocken und langweilig vor, und das Wort er-

starb ihm im Munde, wenn Zeckel mit geläufiger Zunge von der Pracht der großen Städte sprach und von seinen Erlebnissen in denselben.

Er machte endlich seinem Unmuthe Luft und der schwarzen Crescenz die heftigsten Vorwürfe, welche diese schnippisch und wegwerfend beantwortete, und dann brach er mit derselben, Kummer und Groll im Herzen, und mied den schwarzen Bären, in welchem Zeckel nach wie vor den Liebenswürdigen spielte.

Wenige Wochen nach jenen heftigen Auftritten ging er eines Abends, zwischen Licht und Dunkel, seiner einsamen Wohnung zu, als es ihm schien, als sähe er seitab vom Wege und ziemlich gedeckt von Buschwerk einen Mann stehen, der sich bei seiner Annäherung niederduckte, offenbar, um nicht gesehen zu werden. Als er ihn aber anrief und ihm heranzukommen gebot, leistete jener sofort Folge, und Kohlweg sah nun, daß es Freihart, der Forstläufer, war, welcher dem Förster beigegeben war und auf dem Forsthause wohnte.

Auf die Frage Kohlweg's, aus welchem Grunde er sich hier, wie es scheine, in einen Hinterhalt gelegt habe, zog jener die Schultern und sagte:

„Es ist der Wilderer wegen, Herr Forstwart. Der Alte brummt und knurrt seit einigen Tagen unausteh-

lich, und richtig ist's, wir haben drüben selbst schon schießen gehört."

„Wer zum Teufel sollte hier jagen?" versetzte Kohlweg ärgerlich. „Ich habe noch keinen Schuß gehört!"

„Hm, ja, so so, es ist wohl möglich", machte der Forstläufer, „vielleicht —" Dann schwieg er.

„Macht mir den Kopf nicht warm", rief jetzt Kohlweg heftig und mit einem derben Fluche. „Was sollen die einfältigen Reden?"

Freihart schien nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen, aber endlich sagte er zögernd:

„Ich nicht, wahrhaftig nicht, auch wohl der Herr Förster nicht, aber es ist mir doch bisweilen vorgekommen, als wenn er was Aehnliches dächte. Es ist wegen des fremden Barons, der seit einiger Zeit sich im Städtchen aufhält, der Ihr guter Freund ist und mit dem Sie immer im schwarzen Bären zusammenkommen. Der jagt, aber Sie wissen's wohl nicht."

Kohlweg streckte den Arm aus, um seinen Begleiter an der Brust zu fassen, ließ ihn aber wieder sinken.

Dann schritt er eine Zeit lang schweigend neben dem Forstläufer her und endlich sagte er:

„Sprecht mit Niemand von dem, was Ihr mir so

eben mitgetheilt habt. Mit Niemand! Hört Ihr? Auch mit dem Herrn Förster nicht, mit welchem ich mich selbst benehmen werde. Gute Nacht!"

Er bog dann seitwärts ins Gebüsch und ließ Freihart allein seinen Weg fortsetzen, da ihm dessen weitere Begleitung unangenehm war, und nachdem er einigermaßen ruhiger geworden, bedachte er das Gehörte.

Er selbst hatte zwar noch keinen verdächtigen Schuß gehört, dennoch war die Sache nicht vollkommen unwahrscheinlich.

Zeckel, der Baron, hatte ja allerlei noble Passionen, warum nicht auch diese? Hatte er nicht vom Jockey-Club gesprochen und vom Pferderennen? Die Jagdliebhaberei lag da ebenfalls nicht fern, und es war Zeckel leicht möglich zu erkunden, wann Kohlweg Gänge nach entferntern Ortschaften zu machen und er selbst dann freies Spiel hatte.

Daß man ihn aber für einverstanden mit diesem Menschen hielt, kränkte ihn tief, und gedachte er der Worte des Forstläufers, so schoß ihm das Blut in das Antlitz. Er hatte ihm seine Liebe geraubt, jetzt sollte durch ihn auch noch seine Ehre angetastet werden!

„Ich fasse ihn", sagte Kohlweg zu sich selbst, „und man soll wenigstens sehen, wie unsere Freundschaft beschaffen ist."

Von diesem Tage an lag er Tag und Nacht auf der Lauer, ohne aber auch nur das mindeste Verdächtige zu bemerken, und er nahm endlich zu einem Kunstgriffe seine Zuflucht, welcher nicht selten von Jägern und, mit Variationen, auch wohl von ihren Feinden, den Wilderern, angewendet wird.

Widerstrebend freilich nur begab er sich eines Nachmittags in den schwarzen Bären, nahm eine Kleinigkeit zu sich und erzählte dem Wirthe, der ihn freundlich empfing, während Crescenz sich nicht blicken ließ, daß er einen Geschäftsgang nach einer vier bis fünf Stunden weit entfernten Ortschaft habe. Dabei zeigte er Papiere auf, welche er angeblich zu überbringen hatte, schalt über das Unangenehme solcher Geschäfte und über den weiten Weg, und als der Wirth sagte, da sei es ja unmöglich, daß er heute wieder heimkehren könne, erwiderte er:

„Freilich nicht, ich habe morgen in den Frühstunden noch dort zu thun und darf froh sein, wenn ich morgen um diese Zeit wieder zu Hause bin."

Dann ging er langsam durch das Städtchen und schlug den Weg nach jener Ortschaft ein; als er aber sicher sein durfte, nicht mehr beobachtet zu werden, kehrte er zu seinem Reviere zurück und legte sich dort auf die Lauer.

Er hatte natürlich zur Ausführung dieser Kriegslist eine mondhelle Nacht gewählt und war erst mit Anbruch der Dunkelheit zu seinem Walde gelangt, da er, um nicht bemerkt zu werden, mancherlei Umwege einschlagen mußte; dort wählte er sich eine Stelle, welche er für sein Vorhaben am geeignetsten hielt.

Es war ein steiler, wenig besuchter Felsenpfad, welcher aber mitten in den Wald führte, und ging der Schneider auf verbotenen Wegen, so war es ziemlich wahrscheinlich, daß er diesen einschlagen würde, da derselbe, besonders zur Nachtzeit, fast nie betreten wurde, weil manche Stellen nicht ungefährlich waren.

Kohlweg deckte sich hinreichend durch Buschwerk und nahm seine Stellung in der Weise, daß er den Pfad nach zwei Richtungen hin im Auge hatte, obgleich Zeckel, war er wirklich jagen gegangen, sich wohl schon im Walde befand und, kehrte er heim, oben auf der Höhe erscheinen mußte. Indessen nahm sich der Jäger vor, wenn er im Holze einen Schuß hören würde, einige Zeit zu warten, und käme sein Feind nicht an der geglaubten Stelle zum Vorschein, auf gut Glück den Weg nach dem Städtchen einzuschlagen, um den Schneider mit seiner muthmaßlichen Beute vielleicht dort noch zu ertappen.

Er stand eine ziemlich lange Zeit auf seinem Posten

und gab schon fast die Hoffnung auf, für heute seinen Zweck zu erreichen, als plötzlich in nicht allzu weiter Entfernung ein Schuß fiel.

Das Herz Kohlweg's pochte in diesem Augenblicke so stark, daß er seine Schläge zu hören glaubte, aber es war nicht die Aussicht auf den etwa bevorstehenden Kampf, welcher ihn also in Aufregung versetzte, sondern die Ueberzeugung, daß er nicht falsch berichtet worden war.

Keinen Augenblick zweifelte er, daß Zeckel wirklich den Schuß gethan. So war ihm also dieser Mensch nicht nur bei seiner Liebe in den Weg getreten, sondern auch seine Amtstreue wurde durch ihn verdächtigt. Er erwartete seinen Feind, indem alle Empfindungen des Hasses in seiner Brust tobten.

Des Jägers geübtes Ohr schätzte die Entfernung ab, in welcher der Schuß gefallen sein mußte. Vielleicht eine Viertelstunde entfernt von seinem Verstecke lag auf der halben Höhe des Berges eine Waldwiese, auf welche häufig die Rehe zogen, um dort zu äsen. Sehr wahrscheinlich hatte Zeckel das ebenfalls erkundet und hatte auf ein Reh geschossen, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß er in nicht langer Zeit auf dem Felsenpfade erscheinen mußte.

Es war in der That so.

Er trat plötzlich und mit unhörbarem Schritte um eine Ecke der Felswand und stand nun, auf etwa sechsunddreißig Schritte Entfernung vor Kohlweg, oben anf der Höhe der Felsen, grell beleuchtet vom Mondlichte und scharf abgegrenzt vom nächtlichen, klaren Himmel.

Dort blieb er einige Augenblicke stehen, um sich zu „verhoffen", das heißt, um zu spähen, ob nicht etwas Verdächtiges in der Nähe, was offenbar ungeschickt war, indem man eine ähnliche Spähe, geht man auf solchen Wegen, stets hübsch gedeckt anstellen soll.

Einen ähnlichen Fehler beging aber gleichzeitig der Jäger.

Anstatt gedeckt durch das Buschwerk seinen Gegner mit der gewöhnlichen Anstandsformel anzurufen: „Steh', Hund, und wirf Dein Gewehr weg, oder ich schieße Dich nieder", raubte ihm der Groll und die Aufregung alle Vorsicht, er sprang aus seinem Verstecke auf den untern Theil des Pfades und rief seinem Feinde eine ähnliche Artigkeit wie die so eben erwähnte zu, indem er gleichzeitig auf ihn anschlug.

Aber auch des Schneiders Lauf blitzte im Mondlicht. Kohlweg schoß, in der nächsten Sekunde gab auch Zeckel Feuer und Kohlweg fühlte einen leichten Schmerz am linken Oberarme. Der Schneider aber oben auf

der Höhe war verschwunden, und auf der abschüssigen Seite des Felsenpfades hörte der Jäger einen dumpfen Fall, dann war Alles todtenstill.

Todtenstill, denn es unterlag keinem Zweifel, drunten in der Schlucht lag Zeckel erschossen; es war ja hell, und auf solche kurze Entfernung fehlte Kohlweg nicht.

Ein eigenthümliches Grauen kam über ihn, wie er es niemals vorher empfunden hatte.

Unschlüssig blieb er eine kurze Zeit stehen. Was sollte er thun? Hinüber klettern in die Schlucht zu dem Todten?

Abgesehen davon, daß es nicht recht klappt, sich hülfreich zu erzeigen gegen einen, mit dem man auf solche Weise so eben Kugeln gewechselt hat, war da auch unbedingt nicht mehr zu helfen, denn hatte den unten in der Schlucht auch die Kugel nicht schon getödet, so hatte das doch unbedingt der Sturz gethan.

Kohlweg warf noch einen Blick nach der Höhe, auf welcher kaum eine Minute vorher sein Feind gestanden, dann wandte er sich und ging seinem einsamen Hause zu, während in seinem Gehirn eine wilde, verworrene Flucht der Gedanken stattfand und in seinem Herzen Empfindungen tobten, die wohl nur der kennt, dem Aehnliches begegnet, der Gleiches gethan.

Er schritt stets rascher vorwärts, sodaß sein Gehen endlich fast ein Laufen wurde.

Einige hundert Schritte hatte er noch bis zur Forstwartwohnung, als ihm plötzlich Freihart entgegentrat.

Zu Zeiten war ihm der Mann unangenehm, ja fast unheimlich vorgekommen, er wußte selbst nicht recht warum, heute war es ihm beinahe erwünscht, ihm zu begegnen.

„Es hat gekracht, Herr Forstwart", sagte Freihart, „und zwar zweimal. Sie führen Ihre einläufige Büchse, also hat der Andere auch geschossen? Liegt er auf der Nase?"

Einen Augenblick überlegte Kohlweg. Zu verheimlichen war aber der Fall nicht, und dann war es ihm fast wohlthätig, sich gegen Jemand aussprechen zu können. So theilte er dem Forstläufer das Geschehene mit.

„Dem Baron oder Schneider, wie Sie sagen, ist recht geschehen", sagte dieser, „aber für Sie stehen die Dinge schlecht. Ja, wenn's eine zufällige Begegnung gewesen wäre! Aber durch Ihr Vorgeben im schwarzen Bären haben Sie dem Mann in der Schlucht ja ordentlich Gelegenheit gemacht. Das kann schief gehen!"

„Was kann man mir thun", erwiderte Kohlweg, ',ich habe meine Schuldigkeit gethan."

Der Forstläufer stieß einen Zischlaut aus.

„Kennen Sie die Herren auf der Kanzlei nicht besser? Zuerst heißt's freilich: Thue Deine Schuldigkeit, hat man aber einem auf den Pelz gebrannt, so sagen sie: Wegen eines lumpigen Hasen schießt man keinen Mitmenschen todt! Davon, daß jene auch auf uns schießen, spricht kein Mensch. Dafür sind wir Jäger. In ihren Gesetzbüchern aber haben sie mehr Paragraphen, als Bäume hier im Walde sind, und alle die können sie drehen und wenden, wie sie wollen. Und dem Lumpenzeuge helfen sie immer lieber als uns. Das ist liberal oder sonst was und kostet sie nichts!"

Sie waren zur Forstwartwohnung gekommen. Freihart trat mit ein, und beide besprachen die Angelegenheit noch weiter. Der Schuß Zeckel's hatte Kohlweg's Arm nur leicht gestreift, blos eine Contusion hervorgebracht. Wollte auch Kohlweg fälschlich aussagen, daß jener zuerst geschossen, so würden, wie Freihart meinte, die Juristen sagen, daß er dann noch weniger nöthig gehabt habe zu feuern, da der Schneider keinen Schuß mehr im Rohre gehabt.

Kohlweg blickte düster vor sich hin.

„Was wird mir geschehen?" sagte er dann.

„Allerlei schöne Sachen", versetzte der Forstläufer. „Zuerst wird man Sie durch die Landjäger holen und

geschlossen zum Amte ins Städtchen führen lassen, dann folgt die Untersuchungshaft, ein halbes, ein ganzes, wohl auch zwei Jahre, je nachdem sie mehr oder weniger andere Spitzbuben auf dem Lager haben. Hernach kommt die Zuchthauspläsirlichkeit: Wassersuppe, Erbsen, Graupen und schmackhafte Prügelkost, und von letzterer können Sie bekommen, so oft und so viel Sie wollen. Zur Unterhaltung sägen Sie Breter oder spinnen Wolle, und führt man Sie spazieren, um die Straßen zu reinigen oder andere für das Gemeinwohl nützliche Arbeiten zu verrichten, so ist Ihre rechte Seite grün und die linke grau gefärbt, zweierlei Tuch, aber anders eingetheilt als bei den Herren Soldaten. Die Jungfer Crescenz würde große Augen machen!"

Kohlweg sah bei diesen Worten den Forstläufer so ganz absonderlich an, daß dieser einen Schritt zurücktrat und die Schulter ziehend sagte:

„Es ist nicht anders!"

„Aehnlich wenigstens", sagte Kohlweg. „Ich muß fort!"

„Je eher je lieber", versetzte der Forstläufer. „Ich habe einen Vetter unter den Zollwächtern an der Grenze, das ist ein geriebener Bursche; an den gebe ich Ihnen ein paar Zeilen mit, der hilft Ihnen durch, und dann nach Hamburg oder Bremen und aufs Wasser. Wenn Sie in ein paar Jahren wieder-

kommen und sich stellen, so kommen Sie vielleicht mit einem Jährchen durch."

„Schreibt an Euren Vetter, wenn Ihr es thun wollt", sagte Kohlweg.

Der Forstläufer schrieb, und daß Kohlweg glücklich auf und über das Wasser kam, wissen wir.

Leider aber konnte man zu jener Zeit — es war im Anfange der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts — in Chile weder einen Jäger noch einen Schreiber oder einen Philosophen brauchen, und die beiden jungen Leute, welche sich an Bord eng an einander angeschlossen hatten, sahen bald einer trüben Zukunft entgegen. Da der Jäger aber kurz vorher, ehe er Europa verließ, eine kleine Erbschaft erhoben hatte und Scherflein noch einige bei Mausert erworbene Sparpfennige besaß, so kauften sie endlich ein Besitzthum oder ein Anwesen und beschlossen Oekonomie zu treiben.

Wir haben ihre Bekanntschaft auf diesem ihrem Landsitze gemacht, welcher mit zwei Worten also zu schildern ist.

Es war eine baufällige, aus Lehm und Reisern erbaute Hütte, welche in einer vollständigen Einsamkeit auf den Vorbergen der hohen Cordillera gelegen war. Die Grenze der Besitzung war unbestimmt und beide Freunde hätten ohne Zweifel ihren Ackerbau in stundenweiter Ausdehnung betreiben können, wären sie nicht

einzig und allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesen gewesen. Aber die Revolution hatte zu jener Zeit alle Arme in Anspruch genommen und ebenso wohl auch die wenigen andern Landleute beschäftigt, vertrieben oder getödtet, welche vielleicht früher in halbwegs erreichbarer Nähe sich angesiedelt hatten.

Infolge dessen lebten die beiden Fremde in der ersten Zeit ziemlich kümmerlich von den Vorräthen, welche mitzunehmen man ihnen gerathen hatte, und später womöglich noch kümmerlicher von den Erzeugnissen ihres Fleißes, und die wenigen Vögel, welche der Jäger dann und wann erlegte, waren wahre Leckerbissen für sie.

Und aus diesem Grunde haben wir beide in so hohem Grade vom Heimweh befallen getroffen, denn selten tritt dieses an denjenigen heran, der sich in vollkommen behaglichen Umständen befindet.

Zweites Kapitel.

Agacio.

Fast unerlaßlich ist es aber, einen flüchtigen Blick auf die politischen Verhältnisse Chiles zu werfen, welche zu der Zeit stattfanden, in welcher unsere beiden Heimwehkranken in jenem Lande weilten.

Unsere schlimmsten Feinde werden uns, dem Erzähler der vorliegenden merkwürdigen Geschichte, nicht nachsagen können, daß wir ein besonderer Verehrer von Revolutionen nebst Zubehör seien.' Trotzdem können wir nicht leugnen, daß es den Anschein hat, als hätten sich die Spanier bezüglich ihrer Besitzungen an der Westküste Südamerikas ein wenig ungeschickt benommen.

Das will sagen, sie maßregelten die Bewohner

derselben auf eine etwas allzu starke Weise, und als es endlich zum Schlagen kam und die Truppen und spanisch Gesinnten sich in der That heldenmüthig schlugen, ließ man sie ohne hinreichende Unterstützung von Spanien aus.

Sie wurden fast sämmtlich von den Republikanern erschlagen, und die Colonien waren für das Mutterland verloren.

Uebrigens ging die Bewegung gegen die spanische Herrschaft in Chile von den höhern Ständen und von den Besitzenden aus, und die ersten Anfänge dieser Bewegung machten sich bereits 1809 bemerkbar.

Im Jahre 1811 brach die eigentliche Revolution aus, wurde zeitweise durch die Anhänger der spanischen Herrschaft wieder unterdrückt, unter mancherlei Formen aber stets wieder begonnen und endlich am 5. April 1818 siegreich für die Republikaner beendet, obgleich einzelne spanische Garnisonen, vergeblich auf Hülfe vom Mutterlande hoffend, sich bis zum Jahre 1826 tapfer hielten.

Bürgerliche Unruhen, meist Kampf um die Macht, folgten in der jungen Republik der Befreiung von der spanischen Herrschaft, und dem Wesen nach waren es vorzugsweise zwei Parteien, welche sich bekämpften, die Prieterianos, welche man nach unsern zeitweiligen

Begriffen die Aristokraten nennen kann, und die Pinterianos, die Liberalen.*)

Im Jahre 1829, am 14. December, fand, nebenbei gesagt, zwischen beiden Parteien in der Ebene des Mapocho, unweit Santiago, ein Treffen statt, in welchem die Prieterianer siegten, aber unsere Geschichte spielt im Jahre 1822, und zu dieser Zeit stritten die beiden Parteien noch, je nach Umständen, mit Wort und That, mit Intrigue und Schwert, unter verschiedenen Führern, welche selbstverständlich ihr eigenes Interesse vorzugsweise im Auge hatten, angethan mit den bewußten politischen Mäntelchen, welchen man je nach Bedürfniß jede beliebige Form und Windrichtung geben kann und die man heute noch trägt, so gut wie man ihrer sich vor vierzig, vor viertausend Jahren und überhaupt bediente, solange man in Politik macht.

Wie abscheulich langweilig ist diese Politik! Sehen wir also lieber ein wenig, was die schöne Inez in ihrem Schlafkämmerchen machte, und seien wir dabei so bescheiden wie gewöhnlich, ja womöglich noch bescheidener.

Die schöne Inez war die Tochter des Sennor Ca-

---

*) Prieto heißt schwarz, pintojo zweifarbig, gefleckt. Muthmaßlich stammen die angegebenen Parteinamen von diesen beiden Worten, haben die Parteien sich dieselben auch ursprünglich nicht selbst beigelegt.

stillo oder Don Pedro, wie man ihn gewöhnlich nannte. Sie hatte Augen, welche der Kohle nichts an Schwärze nachgaben, unter Umständen aber auch mit glühender Kohle zu vergleichen waren, und Haare, welche glänzten wie polirtes Ebenholz. Da aber alle ihre Landsmänninnen diese Zierde aufzuweisen haben, so wollen wir kurz über dieselbe hinweggehen und dagegen sagen, daß Inez größer war, als die Damen durchschnittlich dort im Lande sind, schlank und dabei dennoch voll und von zierlichen, ebenmäßigen Formen.

Man konnte sie also getrost die schöne Inez nennen.

Ihr Anzug bestand aus einem leichten Nachtkleide, welches das Klima und die Sitte höchst anständig erscheinen ließ, und das also beschaffene junge Mädchen lehnte am Geländer des dort gebräuchlichen schmalen Balkons und blickte hinaus in die Nacht, um deren erfrischende Kühle zu genießen.

Es war eine jener sternhellen Nächte, deren Klarheit den Unmuth Kohlweg's, des Jägers, so sehr erregt hatte, an welcher aber Inez so wenig etwas Besonderes fand, als an den balsamischen Düften, welche der leise Hauch des Nachtwindes vom Gebirge herab an den Balkon trug, nachdem sie sich vorher mit den Wohlgerüchen der Blumen im Garten der Hacienda gemischt hatten.

Unbedingt wird man es begreiflich finden, daß die schöne Inez in ihrer nächtlichen Einsamkeit an einen geliebten Gegenstand dachte, aber wir müssen sogleich hinzufügen, daß dieser Gegenstand Niemand anders als ihr Vater war, welcher am Morgen die Hacienda verlassen hatte, um sich mit einigen Nachbarn zu besprechen, und erst am folgenden Tage zurückkehren wollte. Sie war nicht ohne Besorgniß seinetwegen und diese Besorgniß war wohl gerechtfertigt, wenn man die Zeitverhältnisse in Betracht zog, aber der düstere Schatten auf ihrem Antlitz, den ihre Bedenken hervorgerufen hatten, schwand bald wieder, und sie zog sich in ihre Schlafstube zurück, die Thür des Balkons offen lassend.

Dann trat sie vor den Spiegel, um den wenigen Schmuck abzunehmen, welchen sie noch an sich trug, und es wird sie kaum Jemand der Eitelkeit beschuldigen, weil sie dabei ihr Spiegelbild wohlgefällig lächelnd anblickte, ihr glänzendes schwarzes Haar leicht mit ihren zierlichen Händen ordnete, ihr hübsches Antlitz dem Spiegel bald näherte, bald wieder von demselben entfernte, kurz ein wenig mit sich selbst kokettirte, wie es unter ähnlichen Umständen wohl alle Mädchen machen, welche sich nicht für häßlich halten.

Plötzlich aber hielt sie in dieser Beschäftigung inne

und blieb, ohne ihre Stellung zu verändern, horchend stehen.

Ihr scharfes Ohr hatte ein leichtes Geräusch vernommen, welches klang wie das Biegen oder Brechen kleiner Aeste und wie eine Bewegung von Blättern an den Schlingpflanzen, welche an der Seite des Hauses, an der sich der Balkon befand, emporrankten.

Der schwache Nachtwind war das nicht, und da man in Chile weder Schlangen noch vierfüßige Raubthiere hat, welche des Nachts an den Häusern emporklettern, so mußte, täuschte sie ihr Ohr nicht, es wohl ein Mensch sein.

Aber wer und in welcher Absicht? Kaum hatte ein Dieb diese Kühnheit. Zwar war sie für diese Nacht mit einer Dienerin allein in der Hacienda, aber keine zwanzig Schritt von dieser entfernt befand sich das Gebäude, in welchem die Knechte schliefen, und es war nicht anzunehmen, daß diese sich alle schon zur Ruhe begeben haben sollten.

Da das Geräusch sich nicht wiederholte, so begann sie sich zu beruhigen und glaubte bereits sich getäuscht zu haben, als sie plötzlich auf den Tod erschrak und athemlos in ihren Spiegel blickte, der ihr nur zu getreu zeigte, was hinter ihr vorging.

Das Antlitz eines Mannes ward sichtbar über der

Brüstung des Balkons, dann hob sich leicht und geräuschlos dessen Oberkörper empor, und im nächsten Augenblick schwang sich der Eindringling keck, aber fast unhörbar über das Geländer und stand jetzt, kaum sechs Schritte weit von ihr entfernt, auf dem Balkon.

Ihr erster Gedanke war, sich rasch zu wenden und die Thüren, welche in die Stube führten, ins Schloß zu werfen.

Aber welchen Schutz gewährten diese schwachen Flügelthüren, deren obere Hälfte aus Glas bestand und deren Schlösser kaum einem nur mäßigen Drucke widerstanden?

Jetzt erkannte sie auch den Außenstehenden.

Es war Agacio, der Mayordomo ihres Vaters, der Oberaufseher oder, wenn man will, der Hausmeister der Hacienda.

Sie wandte sich jetzt rasch, trat ihm einen Schritt entgegen und fragte dann so unbefangen, als es ihr möglich war:

„Was gibt es? Was wollt Ihr?"

Er trat einen Schritt weit in die Stube und auf Inez zu, und dann sagte er mit ziemlich kecker Stimme:

„Was es gibt? Ich will Euch sagen, daß ich Euch anbete, reizende Inez!"

Er sank bei diesen Worten vor ihr auf die Kniee und Inez, obgleich auf den Tod erschrocken, zwang sich dennoch zu einem Lächeln, indem sie sagte:

„Ihr habt die Zeit zu Euren unzeitigen Scherzen schlecht gewählt."

„Ich scherze nicht", erwiderte Agacio, immer noch knieend, „und Ihr müßt längst bemerkt haben, daß ich Euch liebe, unaussprechlich, glühend, wie nie ein Sterblicher —"

Inez, die kein Weib hätte sein müssen, wenn sie wirklich nicht bemerkt hätte, daß er sie schon längere Zeit mit seinen Blicken verfolgte, ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte:

„Nein, das habe ich nicht bemerkt, denn diese Unverschämtheit hätte ich Euch wirklich nicht zugetraut."

Sie schien in der That ihre ganze Ruhe wiedergewonnen zu haben und blieb mit gleichgültiger Miene vor Agacio stehen, der jetzt seine knieende Stellung verließ.

Unzweifelhaft ist es unangenehm und ein wenig lächerlich, vor einem Weibe auf den Knieen gelegen zu haben und also abgefertigt wieder aufzustehen, und der Mayordomo schien auch in der That das Mißliche seiner Lage zu begreifen, denn indem er, wohl unwillkürlich, mit der flachen Hand über seine etwas bestaubten

Kniee fuhr, röthete sich sein Antlitz und er sagte fast drohend:

„Inez, bedenkt, was Ihr sprecht!"

„Wenn Ihr bedacht hättet, was Ihr gethan, so hätte ich nicht also zu sprechen gebraucht", versetzte das junge Mädchen.

Sah Agacio in diesen ruhig gesprochenen Worten ein Einlenken von Inez, oder hatte er überhaupt beschlossen, seine Taktik zu verändern, genug, er trat auf Inez zu, und indem er den Arm ausstreckte, als wollte er sie umfassen, sagte er:

„Kommt, süße Inez, wir wollen Frieden schließen."

„Frecher Knecht", erwiderte Inez, „sprichst Du also mit der Tochter Deines Herrn?"

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unendlicher Verachtung und blieb ruhig stehen, als bemerkte sie seinen ausgestreckten Arm nicht, oder als sei sie überzeugt, daß er es nicht wagen werde, sie zu berühren.

Wirklich ließ Agacio den Arm sinken.

Es war das die zweite Niederlage, welche er binnen wenigen Minuten erlitten hatte, und er blickte Inez düster und grollend an. Nach kurzem Schweigen sagte er indessen:

„Knecht! Knecht! Die Revolution hat allen diesen

Standesunterschieden ein Ende gemacht und ich bin jetzt so gut ein Caballero als Euer Vater."

„Ein sauberer Caballero, der des Nachts wie ein Dieb in die Fenster steigt", versetzte Inez verächtlich lächelnd. „Packt Euch augenblicklich oder ich rufe um Hülfe."

„Ruft getrost", entgegnete Agacio, „ich habe den Knechten Urlaub gegeben, und die wenigen, welche zu Hause sind, sind mir vollkommen ergeben."

„O", sagte Inez spöttisch, „es gibt also doch noch Knechte und Ihr seid allein ein Caballero geworden. Nun, ich will sehen, ob diese Knechte es dulden werden, daß man die Tochter ihres Herrn ungestraft beschimpfen darf."

Sie trat bei diesen Worten rasch auf den Balkon, aber Agacio sagte hastig:

„Halt! Macht keinen unnützen Lärm! Bedenkt Euren Ruf! Was werden diese Leute denken, wenn sie mich in Eurer Schlafstube sehen?"

„Sie werden heute genau dasselbe denken", erwiderte Inez, „was sie morgen denken werden, wenn ich in ihrer Gegenwart meinen Vater von Eurer Unverschämtheit in Kenntniß gesetzt habe."

Der Mayordomo zog sich tiefer in das Gemach zurück.

„Sprecht nicht so laut“, sagte er flüsternd und fast bittend; „zu was soll es führen?“

Inez hatte gewonnen. Sie blieb indessen dennoch auf dem Balkon stehen und heftete einige Augenblicke fest ihre dunklen Augen auf Agacio, dann sagte sie, ohne ihre Stimme zu mäßigen:

„So macht, daß Ihr fortkommt.“

„Wenn ich da hinunterklettere, wo ich heraufgekommen bin, kann man mich bemerken, denn Ihr habt so laut gesprochen, daß wahrscheinlich die Knechte drüben im Hause Euch gehört haben.“

„Was liegt mir daran“, versetzte Inez gleichgültig und ohne Miene zu machen, ihren Platz zu verändern

„Seid nicht so eigensinnig“, bat jetzt Agacio. „Ihr schadet Euch mehr wie mir. Ihr habt den Schlüssel zur Hacienda, laßt mich auf der andern Seite des Hauses hinaus.“

„Meinethalben!“ Inez sagte das mit scheinbarer Ruhe und Gleichgiltigkeit und schritt dann langsam in die Stube zurück, wo sie den Leuchter und einen Schlüssel ergriff.

„Kommt!“

Sie schloß die Thür auf und ging dem Mayordomo furchtlos voran, und dieser folgte ihr leise und auf den Fußspitzen auftretend, da er wußte, daß auf

der Rückseite des Hauses eine bejahrte Dienerin schlief.

Inez schien es nicht zu beachten, aber Agacio, der nun einmal die Schlacht vollständig verloren hatte, legte sich flüsternd aufs Bitten.

„Ich verlasse mich darauf, gute Sennorita, daß Ihr dem Sennor nichts von — von — nun, von heute sagt."

„Verlaßt Euch darauf nicht allzu sehr!"

„Ich bitte Euch! Was kann es Euch nützen, wenn Ihr mich verrathet?"

„Schweigt!"

Sie hatten die Thür der Hacienda erreicht, und dort wiederholte Agacio seine Bitte um Verschwiegenheit.

„Nicht wegen Euch", sagte endlich Inez, „sondern um meinem Vater nicht noch mehr Aerger zu bereiten, als er gegenwärtig ohnedem schon hat, will ich vorläufig schweigen. Aber hütet Euch, hütet Euch!"

Agacio wollte ihre Hand ergreifen, doch sie entzog sie ihm.

„Anda!"

Da dies Wort, welches eigentlich „gehe" heißt, aber zu Mensch und Thier gesagt wird, sehr füglich mit „Packt Euch!" oder „Marsch!" übersetzt werden kann, so drückte sich Agacio und schlich, während Inez die Thür

schloß, längs der Hacienda weiter, um bald darauf im Gebüsche zu verschwinden.

Wie es im Innern des mit so wenig Umständen Entlassenen aussah, wissen wir vorläufig nicht, sehen wir aber, was die so entschlossene und rasch gefaßte Inez machte, nachdem sie den Zudringlichen entfernt hatte.

Sie horchte zuerst eine kurze Zeit hinter der verschlossenen Thür, ob sich Agacio nicht etwa draußen etwas zu schaffen mache, und dann eilte sie flüchtigen Schrittes in ihre Schlafstube, warf sich auf die Kniee vor ihrem Lager nieder, und indem sie ihr Antlitz in dessen Kissen barg, schluchzte und weinte sie bitterlich.

Die Fassung und der künstliche Muth, welche sie kurz vorher gezeigt hatte, waren nicht mehr nöthig und sie überließ sich jetzt gänzlich dem Gefühle weiblicher Schwäche.

In ähnlichen Dingen verstehen es häufig die Frauen besser, ihre Furcht zu verbergen, als bei andern Gelegenheiten feige Männer es verstehen, sich muthig zu stellen.

„Ist es so weit gekommen", sagte das junge Mädchen zu sich selbst, „daß dieser Mensch es wagen darf, mich also zu beschimpfen, und muß ich diese Frechheit dulden?"

Der Unmuth gewann endlich die Oberhand über die Furcht, und sie erhob sich und blickte düster vor sich hin.

Sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht schon längst an dem Benehmen des Mayordomo gemerkt hätte, daß er sich ihr zu nähern suchte, aber sie gab sich den Anschein, als bemerkte sie die Aufmerksamkeiten nicht, welche er ihr bezeigte, und hoffte ihn auf diese Weise in den gebührenden Schranken zu halten. Nach dem Auftritt dieser Nacht jedoch beschloß sie nun rücksichtslos zu Werke zu gehen und ihrem Vater Alles zu entdecken, im Falle Agacio noch den geringsten Versuch einer Annäherung machen würde.

Wäre der Mayordomo in diesem Augenblick wieder erschienen, so würde er muthmaßlich weniger ruhig als vorhin empfangen worden sein.

Für jetzt aber verhängte Inez die Fenster ihrer Schlafstube, schloß den Balkon und verrammelte dessen Thür, so gut sie konnte, mit einigen Möbeln, und nachdem sie die Thür der Stube verschlossen und verriegelt hatte, löschte sie ihr Licht und warf sich angekleidet auf ihr Lager, wo sie noch längere Zeit ängstlich horchte, obgleich ein Wiederkehren des Gefürchteten kaum in Aussicht stand.

Der Sennor Castillo kehrte im Laufe des folgen-

genden Vormittags zurück und war so heiter und guter Dinge, daß man schließen durfte, er habe treffliche Geschäfte gemacht.

Als er mit Inez allein war, äußerte er sich auch in dieser Weise.

„Alles geht vortrefflich", sagte er, „und ich glaube, daß man sich nicht vorsichtiger und klüger benehmen kann, als ich es gethan habe. Ich habe mit meinen Freunden gesprochen, welche Prieterianos sind, und habe ihnen gesagt, wie es denn wirklich der Fall ist, daß ich vollkommen ihrer Ansicht bin. Aber ich habe zugleich beigefügt, daß ich ein allzu rasches Vorgehen durchaus nicht billigen könne. Die Zeit bringt Rosen, sagte ich; wartet, bis sich die allgemeine Aufregung einigermaßen gelegt haben wird. Ihr werdet dann leicht Alles erlangen, was Ihr mit Gewalt jetzt nur theilweise oder gar nicht erreicht."

Inez schüttelte verneinend den Kopf.

„Wenn man sich nehmen läßt, was man hat, macht es doppelte Mühe, es später wieder zurückzuerhalten. Aber was sagten die Unserigen?"

„Sie legten mir einen Plan zu einem neuen Handstreiche vor und verlangten, trotz meiner kurz vorher ausgesprochenen Ansicht, meine Unterschrift und Theilnahme."

„Und Ihr, Vater, was thatet Ihr?"

„Ich sagte, daß ich den Plan ganz vortrefflich angelegt fände, daß ich aber sogleich mich nicht entschließen könne, Theil zu nehmen. Ich wolle mir die Sache noch überlegen. Glaubt mir, sagte ich, daß ich keine Lust trage, vielleicht die Hälfte meines Besitzthums zu verlieren und nebenbei mit jedem Peon auf gleicher Stufe zu stehen, aber ich glaube, daß durch eine gewisse Nachgiebigkeit hundertmal mehr erreicht wird als durch Gewaltthätigkeit. Wie gesagt, ich will mir die Sache überlegen. Sie gaben mir Recht, und wir schieden endlich in größter Freundlichkeit."

„Eine freudliche Miene kostet nicht viel", erwiderte Inez. „Aber habt Ihr noch andere unserer Nachbarn gesprochen?"

„Es war ein Hauptspaß", sagte Don Pedro, „als ich beim Sennor Lopez eintritt, welcher bekanntlich einer der verbissensten Pinterianer ist. Er empfing mich freilich höflich, aber es gelang ihm deshalb doch nicht, seine Verwunderung über mein Erscheinen zu verbergen, und ich glaube, er hielt mich zuerst für den Ueberbringer einer Art von Fehdebrief. Trotz seiner anfänglichen Zurückhaltung indeß konnte er es doch nicht unterlassen, von Politik zu sprechen, da die Pinterianer bekanntlich kaum von etwas Anderem zu reden wissen.

Allein er machte große Augen, als er meine Ansichten hörte. Die Sache des Volks, sagte ich, ist auch die meine, denn ich gehöre zu diesem Volke. Willig lege ich einen Theil meiner Habe nieder auf den Altar des Vaterlandes, und was den Unterschied der Stände betrifft, so müssen zuverlässig manche Schranken fallen, welche nicht mehr in unsere Zeit passen."

Der Sennor Castillo rieb sich bei diesen Worten vergnügt die Hände, und Inez fragte, was Lopez geantwortet habe.

„Er schien verwundert und entzückt zugleich, mich also sprechen zu hören", versetzte der Sennor Castillo. „„Wenn es so steht", sagte er, indem er mir die Hand reichte, „so haben wir uns in Euch geirrt, mein lieber Nachbar, und ich bin glücklich, Euch als einen der Unserigen begrüßen zu können. Darf ich diese freudige Nachricht sogleich unsern Leuten mittheilen, und wollt Ihr unserer Versammlung beiwohnen, welche übermorgen stattfinden wird?" — Wenn es mir nur halbwegs möglich ist, gab ich dem Sennor Lopez zur Antwort, werde ich erscheinen; sollte ich aber abgehalten sein, so werde ich wenigstens im Geiste bei Euch weilen."

Inez schüttelte mißbilligend das Haupt, aber ihr Vater fuhr fort:

„Es kam mir freilich vor, als ziehe unser Nachbar

Lopez eine etwas sauersüße Miene, als er meine Antwort hörte, dann aber bat er mich nochmals, doch ja die Versammlung nicht zu versäumen, und wir umarmten uns auf das zärtlichste, als ich endlich Abschied nahm."

„Das hätte ich nicht gethan", sagte Inez. „Zur Zeit der Ruhe ist es trefflich, mit allen Leuten gute Freundschaft zu halten, in bewegten, gährenden Zeiten aber, wie die unsern, glaube ich, daß man sich der Partei anschließen muß, die man für die bessere hält, und daß man seine Meinung ungescheut aussprechen soll, werde daraus, was wolle."

Don Pedro lächelte gutmüthig.

„Höchst heroisch, mein gutes Mädchen, und es ist schade, daß Du kein Junge geworden bist. Ich sage Dir aber, daß ich durchaus nicht Lust habe, wenn etwa die Partei, zu der ich mich schlagen soll, den Kürzern zieht, von der andern gemaßregelt zu werden. Ich bleibe hübsch neutral, und wenn sie über kurz oder lang auf einander losschlagen, so denkt kein Mensch an mich; da ich es aber mit Niemand verdorben habe, so kann ich dann immer noch mich zu denen halten, die obenauf sind."

Inez schwieg, aber sie dachte, daß ihr Vater es sehr wahrscheinlich mit beiden verdorben habe.

Als man später zu Tische ging, fand sie neben ihrem Teller eine Distelblume und eine Citronenblüte liegen.

Von Zeit zu Zeit kommt unter jüngern Leuten die Blumensprache wieder in Aufnahme; das war auch damals in Chile der Fall, und trotz Hader, Streit und Kampf, der im Lande herrschte, verschmähte man es nicht, sich durch die Kinder der Flora süße und scherzhafte Botschaft zu senden. Inez verstand sogleich die Bedeutung der beiden Blumen.

Die Distelblume bedeutete: Du hast mich schwer gekränkt, und Deine Worte waren eine schwere Beleidigung; die Citronenblüte aber: Gib mir wieder Hoffnung.

Der Sennor Castillo, ohne Zweifel mit andern Dingen beschäftigt, schien die beiden, ziemlich unscheinbaren Blütenstengel nicht zu sehen, Inez aber bemerkte, daß Agacio, welcher sich unter irgend einem Vorwande im Speisezimmer zu schaffen machte, sie nicht aus den Augen ließ, um die Wirkung zu beobachten, welche seine Botschaft hervorbringen würde.

Das Blut stieg ihr in das Antlitz, und während ihre ganze Heftigkeit erwachte, schleuderte sie beide Blüten auf die Erde und rief gegen Agacio gewendet:

„Nehmt Eure elenden Blumen und setzt Eure Frechheit nicht auf diese Weise fort!"

„Was gibt es? Was hast Du?" rief Castillo. „Was soll das bedeuten?"

„Es bedeutet", sagte Inez zornig, „daß dieser Unverschämte, der mich schon längst mit seinen Blicken verfolgte, heute Nacht, in Eurer Abwesenheit, in meine Schlafstube stieg und mir eine Liebeserklärung machte und heute seine Frechheit fortzusetzen sucht!"

Der Sennor Castillo, der den Frieden und die Neutralität so ausnehmend liebte, war fast mehr erschrocken als entrüstet über diese Worte seiner Tochter, und nachdem er abwechselnd einigemal nach dieser und dem Mayordomo geblickt hatte, sagte er endlich:

„Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Ich versprach ihm gestern", fuhr Inez noch mit Heftigkeit fort, „ich versprach ihm, seine Unart zu verschweigen, um Euch keinen Aerger zu bereiten, nun aber mußte ich Euch in Kenntniß setzen. Jagt den Burschen aus dem Hause!"

Castillo, offenbar noch verwirrt und erschrocken, wiederholte seine vorigen Worte: „Aber das ist ja gar nicht möglich", der Mayordomo aber schien durch diesen scheinbaren Zweifel aufgebrachter zu werden als durch Scheltworte.

Bisher hatte er scheu und in Verlegenheit vor sich hin geblickt, jetzt sah er mit zusammengezogenen Augenbrauen und drohender Miene auf seinen Brodherrn und sagte:

„Und warum ist das nicht möglich? Carajo! Was bildet Ihr Euch ein, Sennor? Es ist noch nicht aller Tage Abend, und diese hochmüthige Inez wird vielleicht noch froh sein, wenn ich ihr meine Hand reiche."

Wie die weibliche Würde und Sanftmuth sich in ähnlichen Augenblicken bisweilen furchtsam im Innern des Frauenherzens verbirgt und auf diese Weise äußerlich der Leidenschaftlichkeit das Feld überläßt, so stieß jetzt die schöne Inez ein Schimpfwort aus, dessen man sich im Zorne an der Westküste häufig bedient und das wir hier nicht wiederholen wollen, welches aber, wie es schien, den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten rasch herbeiführte.

Agacio antwortete Inez wenig höflich, Don Pedro, begann sich zu ärgern und gab ebenfalls schlimme Worte, welche der Mayordomo mit höchst unehrerbietigen Reden erwiderte, die Castillo doppelt ärgerten, weil, herbeigezogen durch das heftige, laute Sprechen, sich die Knechte und übrigen Hausgenossen an der geöffneten Thür versammelt hatten, und die unausbleib-

liche Folge war, daß endlich der Sennor Castillo seinem Mayordomo befahl, augenblicklich das Haus und seinen Dienst zu verlassen.

„Ich gehe“, versetzte Agacio, „aber, Geduld, wir sprechen uns wieder!“

Er verbeugte sich dann höhnisch vor dem Sennor und Inez und schritt durch die Reihe der gaffenden Knechte, um wenige Augenblicke später wie rasend durch das geöffnete Hofthor der Hacienda zu sprengen.

Auf einer kleinen Anhöhe, unfern von Castillo's Besitzung, hielt er still, mit geballter Faust nach der Hacienda drohend und ingrimmige Verwünschungen ausstoßend, dann jagte er davon, während im Hause Don Pedro's dieser selbst und Inez verstimmt zurückblieben und jenes höchst unangenehme Gefühl empfanden, welches jeden anständigen Menschen nach ähnlichen Scenen überkommt.

Was die Knechte und andern Dienstleute Don Pedro's betraf, so wußte anfänglich Niemand, aus welcher Ursache der ganze Spectakel entstanden war. Dann zog man einzelne Worte in Erwägung, welche man während des Zankes aufgefangen hatte, und setzte sich aus viel Dichtung und wenig Wahrheit eine ziemlich skandalöse Geschichte zusammen, welche

man sich flüsternd und geheimnißvoll in die Ohren raunte.

Gegen Abend endlich und am folgenden Tage erzählte man sich laut und ungescheut die abscheulichsten Lügen, welche bald mit weit gespannten Fledermausflügeln die Runde in der Nachbarschaft machten.

Drittes Kapitel.

Feldverbesserung auf Castillo's Grundstücken. — Pedrillo, ein neuer Knecht.

Man hat uns zum Vorwurf gemacht, daß wir, nach dem Beispiele Anderer, deren Schriften aber, nebenher gesagt, uns niemals zu Gesicht kamen, es liebten, allzu große Sprünge in unsern Erzählungen zu machen, das heißt, in jedem Abschnitte neue Personen auftreten zu lassen und von ganz andern Dingen zu sprechen als im vorhergehenden.

Um diese Beschuldigung, soviel es eben möglich ist, zu entkräften, wollen wir uns nach Agacio umsehen und zu erfahren suchen, auf welche Weise der fortgejagte Mayordomo seiner Galle Luft machte.

Wir finden ihn beim Sennor Lopez, dem uns bereits bekannten Nachbar des Don Pedro, und er mußte

diesem artige Dinge erzählt haben, denn Lopez lachte und sagte endlich:

„Undank ist der Welt Lohn, das ist eine alte Geschichte, und es ist nicht so außerordentlich, daß Castillo Euch jetzt fortgeschickt hat, nachdem Ihr ihm vorher so viele und große Dienste erwiesen habt. Spaßhaft ist aber, was Ihr mir von dieser lieben Inez erzählt. Wer hätte das von diesem Tugendmuster gedacht, die immer that, als ob sie nicht drei zählen könne. Ei, ei, Ihr wart also ihr erklärter Liebhaber?"

„Freilich", versetzte Agacio mit großer Frechheit. „Hört nur, was die Leute sagen, und ich will Euch einige Knechte des Sennor Castillo bringen, welche es dort auch nicht mehr aushalten können und die Euch Alles bekräftigen werden, was ich Euch sagte."

„Woher aber denn dieser plötzliche Bruch?" fragte Lopez.

„Ich weiß es nicht", erwiderte Agacio mit heuchlerischer Miene und seufzend. „Noch während der letzten Abwesenheit ihres Vaters brachte ich die süßesten Stunden bei ihr zu, und gestern geschah auf einmal, was ich Euch erzählte."

„Hat sie vielleicht einen andern Liebhaber?"

„Ich würde ihn erdolchen", sagte Agacio.

Lopez machte eine Bewegung, welche etwa heißen

konnte: Das wird so schnell nicht gehen; dann aber sagte er:

„Ich habe gefragt, ob die Sennorita eine andere Bekanntschaft angeknüpft hat. Da Ihr so vertraulich mit ihr standet, kann Euch das kaum entgangen sein. Die Eifersucht hat ein scharfes Auge. Ja oder Nein?“

Da Agacio Niemand einfiel, den er mit einiger Wahrscheinlichkeit nennen konnte, so sagte er nach einigem Zögern:

„Ich glaube nicht.“

Es entstand eine Pause, in welcher Lopez offenbar seinen Gedanken nachhing, dann sagte er:

„Dagegen wißt Ihr gewiß, daß er zu denen gehört, welche es heimlich mit den Spaniern halten?“

„Ob ich das weiß!“ rief Agacio eifrig. „Das wißt Ihr selbst so gut wie ich und die ganze Welt weiß es!“

Lopez blies langsam den Rauch seiner Cigarre in die Luft, gab aber keine Antwort; erst nach einer längern Pause sagte er:

„Ich kann Euch keine Erlaubniß geben, dem Sennor Castillo irgendwie Schaden zuzufügen; was Ihr thun wollt, müßt Ihr auf eigene Rechnung und Gefahr thun.“

„Aber Ihr könnt ein Auge zudrücken", versetzte Agacio ziemlich keck.

„Bin ich ein Richter?"

„Nein, aber einer der Angesehensten Eurer Partei."

„In den gegenwärtigen Zeiten haben wir Patrioten mehr zu thun, als unser Augenmerk auf kleine, unbedeutende Neckereien zu richten. Im Uebrigen rathe ich Euch, wenn Ihr irgend einen Scherz mit Euerm frühern Herrn treiben wollt, zu warten bis übermorgen. Es ist möglich, daß ich Euch bis dahin — nun, fragt eben nach, aber kommt nicht beim hellsten Sonnenscheine in mein Haus."

Der Sennor Lopez brach hier plötzlich ab, und Agacio, der genug zu wissen glaubte, empfahl sich mit fast kriechender Höflichkeit.

„Lumpenhund und Schuft", sagte, nachdem er sich entfernt hatte, der Sennor Lopez zu sich selbst, „ohne Zweifel warst du unverschämt und bist mit Recht zum Teufel gejagt worden. Aber das kümmert mich wenig, und wenn der gute Castillo nicht den Einfall hat, morgen bei der Versammlung der Unserigen zu erscheinen, so werde ich nicht ein, sondern beide Augen zudrücken. Wir wollen sehen, was die hochmüthige Inez dazu sagen wird."

Am Abend des zweiten Tages erschien Agacio höchst

bescheiden zu Fuße und nach Anbruch der Dunkelheit auf der Hacienda des Sennor Lopez und trug ein gesiegeltes Schreiben in der Hand, welches er, wie er sagte, nur Lopez selbst übergeben dürfe.

„Was ist das für ein Brief?" fragte dieser, nachdem man Agacio vor ihn geführt hatte.

„Es ist gar kein Brief", entgegnete Agacio schlau lächelnd, „aber da Ihr es nicht gern zu sehen scheint, wenn ich Euch allzuoft besuche, so schützte ich einen Auftrag an Euch vor, um Euch ohne Aufsehen sprechen zu können."

Lopez schien sich zu besinnen und rieb sich leicht die Stirn. Endlich sagte er:

„Ich weiß im Augenblick wirklich nicht — man hat so viel im Kopfe — richtig, Ihr wart vorgestern bei mir, aber weshalb nur gleich?"

„Wegen des Sennor Castillo", sagte Agacio mit Unterwürfigkeit.

„Valga me Dios! Das hatte ich ganz vergessen. Aber ich habe mehr zu thun als an den guten Castillo zu denken, und ich glaube, es kümmert sich gegenwärtig Niemand um ihn."

Er hatte die letzten Worte mit einem besondern Ausdruck gesprochen, dessen Sinn Agacio ohne Zweifel verstand, denn er verbeugte sich schweigend, ent-

fernte sich geräuschlos aus der Hacienda und lief querfeldein nach einem kleinen Buschwerke, wo er sein Pferd und drei andere Männer fand, Knechte des Sennor Castillo, die er veranlaßt hatte, diesem zu entlaufen.

„Geht es?“ fragte einer derselben.

„Es geht!“

„Habt Ihr also die Erlaubniß?“

„Man bedarf keiner Erlaubniß, um einen Verräther zu bestrafen, aber es wird uns Niemand etwas in den Weg legen.“

Agacio schwang sich bei diesen Worten auf sein Pferd und ritt, gefolgt von den Knechten, von dannen.

Einige Stunden später bemerkte Inez vom Fenster ihrer Schlafstube aus einen röthlichen Schein am nächtlichen Himmel, der sich zu vergrößern und gleichzeitig seine Stelle zu verändern schien. Sie weckte ihren Vater, der sich noch nicht lange zur Ruhe begeben hatte, und dieser sagte:

„Es brennt, das unterliegt keinem Zweifel, und wir werden morgen schon erfahren, wo.“

„Wollt Ihr nicht heute schon einige Knechte nach dem Feuer senden oder selbst hinreiten? Man kann vielleicht den Verunglückten Hülfe leisten.“

„Da kommt Hülfe zu spät“, erwiderte Don Pedro,

„und zudem hat es den Anschein, als mindere sich das Feuer.“

In der That minderte sich das Feuer auf kurze Zeit, verstärkte sich dann aber wieder, und offenbar bewegte es sich von der Stelle.

Inez machte ihren Vater darauf aufmerksam und bemerkte zugleich, daß in jener Gegend weder eine Hacienda noch die Häuser von Inquilinos*) lägen.

Don Pedro lächelte.

„Das Ei will wieder einmal klüger sein als die Henne“, sagte er. „Hinter der Anhöhe, wo uns das Feuer zu brennen scheint, liegt freilich keine Hacienda, aber weiter entfernt, in gleicher Richtung, liegen deren mehrere, und nichts ist schwieriger, als zur Nachtzeit die Entfernung eines Feuers zu schätzen. Man täuscht sich da häufig außerordentlich, und ebenso ist es eine optische Täuschung, daß sich das Feuer von der Stelle zu bewegen scheint. Ich habe in meinem Leben keine laufenden Häuser gesehen!“

---

*) Inquilino heißt eigentlich Miethsmann, man versteht aber in Chile unter dieser Bezeichnung Leute, welche größern Grundbesitzern Geld schulden, oder sonst verpflichtet sind und dafür sich verbindlich gemacht haben, diesen gewisse Dienste zu leisten. Sie wohnen meist in der Nähe der Hacienda und sind gewissermaßen Hörige, nur unter anderem Namen.

Man sieht, daß der Sennor Castillo ein scherzhafter und zugleich ein sehr erfahrener Mann war; indessen lief am andern Morgen die Nachricht ein, daß eine bedeutende, mit weißem Weizen bestandene und dem Sennor angehörige Bodenfläche total niedergebrannt sei.

Der Verlust war höchst bedeutend und um so empfindlicher, weil Castillo einen Accord mit einem Handlungshause in Peru abgeschlossen hatte, vermöge dessen er große Lieferungen von Weizen zu machen hatte, und er nun seinen Verpflichtungen kaum nachzukommen im Stande war.

Man zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise das Unglück entstanden sein könne, da in Chile sowohl als anderwärts dergleichen Brände zu den größten Seltenheiten gehören, aber obgleich die Knechte unter sich allerlei Vermuthungen aussprachen, so erfuhr doch der Sennor dieselben nicht und die Sache blieb ihm vorläufig ein Räthsel.

Einige Tage später trat eine theilweise Lösung dieses Räthsels ein.

Eine bedeutende Pflanzung mit Wassermelonen wurde am Morgen total zerstört gefunden.

Diese Wassermelonen, an und für sich ein abscheuliches Nahrungsmittel, haben zu einem Zehntheile den Geschmack einer süßen Melone und zu neun Zehn-

theilen den eines Kürbis, aber sie sind beliebt unter dem Volke, werden in großer Menge in die größern Städte gebracht und in den Seestädten von den Schiffern gern gekauft, da sie sich auf See lange Zeit halten*) und jedenfalls eine, wenn auch schlechte, doch wenigstens frische Frucht repräsentiren.

Einen bedeutenden Handelsartikel bilden sie aber nach dem nördlichen Chile, wo nur wenig Feldbau betrieben werden kann, und ebenso nach dem regenlosen Cobija und nach den Kupferwerken der Algodonbai.

Auch dieser Schaden war nicht unbedeutend, wenngleich nicht in dem Grade wie der früher erlittene, das Schlimmste aber war, daß man nicht zweifeln durfte, daß ruchlose Hände das Unheil angerichtet und Aehnliches auch ferner in Aussicht stand.

Daß Agacio der Thäter oder Anstifter war, bezweifelte innerlich wohl Niemand, aber blos Don Pedro sprach es aus; seine friedfertige Natur begann ihn zu verlassen und er schwur, daß er den treulosen Mayor-

---

*) Ich habe in Peru gekaufte Wassermelonen bis auf die Höhe von Rio de Janeiro vollkommen frisch und gut erhalten; sie ertrugen also eine Seereise (Segelschiff) von nahezu drei Monaten. B.

domo niederschießen würde, wenn oder wo er ihn auf seiner Besitzung anträfe.

Aber Agacio ließ sich weder in der Nähe der Hacienda blicken, noch war sein Aufenthalt irgendwie zu erfahren. Er mußte einen sichern Zufluchtsort gefunden haben, und man war von seiten Castillo's darauf beschränkt, nächtliche Streifen zu machen, eine Arbeit, welche von den Knechten anfänglich mit großem Vergnügen vollbracht wurde, deren sie aber bald überdrüssig wurden

In der That schien diese Wachsamkeit nach einiger Zeit auch vollständig überflüssig, indem auf den Feldern des Don Pedro nicht der geringste Unfug mehr verübt wurde und Agacio sowie die entlaufenen Knechte verschollen schienen.

Der Sennor Castillo begann sich zu beruhigen. Zwar war der ihm zugefügte Schaden ein beträchtlicher, aber er suchte ihn zu verschmerzen und tröstete sich mit den Gedanken, dafür von Agacio auf immer befreit zu sein, da dieser aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, muthmaßlich außer Land gegangen sein würde.

Die nächtlichen Streifen wurden daher eingestellt, und nachdem acht Tage lang auch nicht das geringste Verdächtige bemerkt worden war, hegte man auch nicht die geringste Befürchtung mehr.

Am neunten wurde der Sennor Castillo des Nachts durch ein Zetergeschrei seiner Hausgenossen erweckt, und als er an das Fenster trat, sah er eine große, mit rothem Weizen bestandene Fläche an zehn oder zwölf verschiedenen Stellen in Flammen stehen.

Die Uebelthäter waren diesmal über alle Maßen keck. Der weiße, zuerst in Brand gesteckte Weizen war wenigstens eine halbe Stunde von der Hacienda entfernt, und das Feld konnte einer dazwischen liegenden Anhöhe wegen von dort aus nicht gesehen werden. Die heute in Flammen stehenden und sich weithin erstreckenden Aecker aber lagen kaum einen Flintenschuß von den Gebäuden selbst entfernt.

Dazu war die Zeit zu der Uebelthat vortrefflich gewählt. Man hatte die fast auf die Minute regelmäßigen, von der Cordillera kommenden Nachtwinde benutzt und das Feuer so geschickt an verschiedenen Punkten gelegt, daß bald die ganze Fläche in Brand stand und an ein Löschen der rasch sich ausbreitenden Flammen nicht zu denken war.

Als der Tag graute, war von dem Weizen, der in kurzer Zeit vollständig gereift gewesen wäre, nichts mehr als Asche übrig, und obgleich, nach alten und neuen Theorien, durch diese Asche dem Felde eine aus=

gezeichnete Düngung für die nächste Saat gegeben war, war der Sennor Castillo dennoch außer sich.

Die versprochene Lieferung nach Peru war selbstverständlich nun vollkommen unmöglich geworden.

Während Inez weinte und sich als die wenngleich unschuldige Ursache all dieses Unheils anklagte, bestieg der Sennor sein Pferd, um bei seinen Nachbarn und Freunden Rath und Hülfe zu suchen.

Wie früher, bei seiner diplomatischen Rundreise, begab er sich zuerst zu seinen Freunden, den Prieterianern, deren Interesse er theilte, wenn er ihnen auch zum Frieden und zum ruhigen Vorgehen gerathen hatte.

Man empfing ihn zwar mit Höflichkeit, aber allerlei spitze Reden liefen häufig genug neben den Formeln der Artigkeit einher.

Einige erinnerten ihn an die Rosen, welche, wie er gesagt hatte, die Zeit brächte, und trösteten ihn mit der Aussicht auf bessere Zeitläufe.

Andere sagten, daß sie seiner früher ausgesprochenen Ansicht bezüglich einer gewissen Nachgiebigkeit vollkommen beipflichteten, und daß sie es nicht gerathen fänden, jetzt schon mit Strenge gegen den muthmaßlichen Urheber jener Verwüstungen zu verfahren.

Als er ihnen sagte, daß ein Theil seiner Knechte

entlaufen sei, und bat, ihm einen Theil der ihrigen zum Schutze seines Besitzthums zu senden, entgegnete man ihm, daß dies leider unmöglich sei, da man sonst auf eigenem Grund und Boden ähnliches Unheil befürchten müsse.

Niedergeschlagen und ärgerlich verließ endlich der Sennor Castillo seine guten Freunde und begab sich zum Sennor Lopez, genau dieselbe Runde wie früher einhaltend.

Dieser empfing ihn mit ausgesuchter Artigkeit und begrüßte ihn als einen Gesinnungsgenossen.

„Unsere Angelegenheiten stehen gut, wenigstens nicht schlimm", sagte er freundlich, „und Ihr werdet bei unserer vorigen Versammlung zufrieden gewesen sein mit den Plänen, welche wir gefaßt haben."

Castillo erwiderte einigermaßen kleinlaut, daß ihm leider das Erscheinen bei jener Zusammenkunft unmöglich gewesen sei.

„Wart Ihr, ernstlich gesprochen, nicht dort?" versetzte Lopez, sich verwundert stellend. „Verzeiht, ich glaubte Euch zu sehen, aber die Unserigen waren so zahlreich vertreten, daß ein Irrthum wohl möglich. Nun, unter andern Dingen beschlossen wir auch fest zusammenzuhalten und nicht zu dulden, daß einem von uns die geringste Unbill zugefügt werde. Das ist schon etwas."

Castillo klagte jetzt über den ihm zugefügten Schaden, worauf der Sennor mit großer Freundlichkeit erwiderte: „Ja, ja, ich habe davon sprechen hören, aber ich hoffe, es wird nicht so arg sein. Denkt eben, Ihr hättet einen Theil Eurer Habe auf dem Altare des Vaterlandes, von dem Ihr neulich spracht, niedergelegt, und tröstet Euch mit dem Gedanken, daß diese kleine Prüfung sehr wahrscheinlich von Leuten aus dem Volke über Euch verhängt worden ist, welchem Ihr selbst angehört."

„Geht zum Teufel!" wollte Castillo auf diese offenbare Unverschämtheit antworten, er bezwang sich indessen und fragte höflich, ob es nicht möglich sei, daß ihm von seiten der Freunde des Lopez Schutz gegen ähnliche Angriffe gewährt werde, dieser aber sagte:

„Das geht gegenwärtig nicht wohl an. Bei unserer letzten Versammlung, bei welcher wir nicht das Glück hatten, Euch zu sehen, wurden vorläufig unsere Listen geschlossen und der Beschluß gefaßt, bis auf Weiteres Niemand aufzunehmen da man Scheu vor verkappten Anhängern der Spanischen trug."

„Ich danke Euch für den guten Willen, den Ihr mir beweist", sagte Castillo, „noch mehr aber habe ich Ursache, Euch für Eure Offenheit dankbar zu sein.

Ihr könnt darauf schwören, daß ich Euer Schuldner nicht bleiben will und bei der ersten Gelegenheit Euch so gut wie möglich Gegengefälligkeiten erzeigen werde."

„Ich hoffe, Euch diese Mühe zu ersparen", entgegnete Lopez, indem er sich tief verbeugte.

Da das Gespräch eine solche einigermaßen unangenehme Richtung genommen hatte, empfahl sich Castillo, ohne, eigentlich ein unerhörter Fall, irgend eine Erfrischung zu sich genommen zu haben. Als er aus dem Thore der Hacienda ritt, sagte Lopez zu sich selbst:

„Zwischen zwei Stühlen kommt man auf die Erde zu sitzen, mein guter Sennor Castillo. Ihr haltet es nicht mit den Spaniern und ebenso wenig mit den Prieterianern wie mit uns, sondern allein mit Euch selbst, und obgleich das im Grunde jeder vernünftige Mensch so macht, so muß man es doch klüger anfangen als Ihr. Nun, vorläufig wollen wir den lieben Agacio, diesen einfältigen und unverschämten Spitzbuben, die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, und daß er sich zu rechter Zeit die Finger verbrennt, soll meine Sorge sein."

Theilweise hatte Castillo ähnliche Gedanken, als er die Hacienda des Lopez im Rücken hatte.

Er sah ein, daß seine Tochter nicht Unrecht gehabt

hatte und daß er sich einer Partei hätte anschließen müssen, aber nach den Antworten, welche er von beiden heute erhalten hatte, schien ihm das, für den Augenblick wenigstens, nun nicht mehr thunlich. Er beschloß deshalb fürs erste, auf seinen eigenen Füßen zu stehen und so gut als möglich sich seiner Haut zu wehren, und da er nur friedfertig, aber nicht feig war, so begann dieser Gedanke ihm gewissermaßen Vergnügen zu machen, und er erwog allerlei energische Maßregeln, mit welchen er sich zu vertheidigen gedachte, und entwarf kriegerische Pläne.

Indessen hielten ihn diese nicht ab, daß er ziemlichen Hunger zu fühlen begann, und da er noch einige Stunden bis nach Hause hatte, so beschloß er an einer Fonda anzuhalten, welche am Wege lag, indem er ärgerlich sagte:

„Es ist weit gekommen in unserm reizenden Chile, wenn ein Caballero hungrig aus dem Hause eines Nachbars reiten muß!"

Die Fonda oder ländliche Schenke, an welcher der Sennor hielt, um seinen Hunger zu stillen, sah genau so aus wie fast alle andern ähnlichen Anstalten dort zu Lande.

Es war ein aus Lehmwänden erbautes Haus oder eine Hütte mit Stroh gedeckt und mit einem Vor=

sprunge, welcher von Baumstämmen getragen wurde und unter dem die einkehrenden Gäste meistens ihren Imbiß zu sich nahmen.

Was man dort bekommt, ist vor allem und allenthalben Charque (sprich Tscherki), das heißt, an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch, welches man roh verspeisen oder nach Belieben auch kochen kann und das in beiden Fällen ein wenig an den Genuß von Talglichtern erinnert, trotzdem aber, speciell auf Reisen, ein unschätzbares und leicht mit sich zu führendes Nahrungsmittel ist.

Dann, in den meisten Fällen, einjährigen Wein oder Most von Concepcion, dessen Namen man Tschokoli ausspricht, kaum aber so schreiben wird. Ferner Weizen- oder Maisbrod, Obst, je nachdem, und hier und da in Oel eingemachte Oliven, welche nach Hammelfleisch und weißen Rüben die skandalöseste Verköstigung sind, welche mir jemals vorgekommen.

Im Innern der meist nur aus einem einzigen Raume bestehenden Fonda bewahrt man diese und unter Umständen auch noch andere Dinge auf ziemlich patriarchalische Weise auf, so zum Beispiel den Wein häufig in Schläuchen. Da aber der Sennor Castillo unter dem Vorsprunge blieb, so wollen wir ihm dort Gesellschaft leisten.

Der Charque hatte seinen Hunger gestillt, der Rothwein von Concepcion begann ihn aufzuheitern, und nachdem er noch einige Pfirsiche und Frutillos (Erdbeeren, eigentlich Früchtchen) verzehrt hatte, rollte er sich eine Cigarre und blickte um ein gutes Theil zuversichtlicher in die Zukunft als vorher.

Er knüpfte jetzt mit einem jungen, etwa achtzehnjährigen Burschen, welcher ihn bedient hatte, ein Gespräch an.

„Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Pedrillo, Euer Gnaden."

„Bist Du das Kind vom Hause?"

„So halb und halb."

„Was soll das bedeuten?"

Der Junge sah mit einem eigenthümlichen Blicke nach dem Hause und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich bin ein Doppelstiefkind. Drinnen sitzt die Madrastra (Stiefmutter)."

In diesem Augenblicke erschien eine ältliche, nicht besonders gutmüthig aussehende Frau unter der Thür und sagte:

„Ihr werdet keine große Freude haben, Sennor, an dem einfältigen Geschwätze dieses Burschen."

„Im Gegentheil", versetzte Castillo, „der junge Mensch gefällt mir, es scheint ein aufgeweckter Kopf zu sein und anstellig und rührig."

„Aufgeweckt muß er täglich werden“, sagte die Stiefmutter, „weil er sonst bis Mittag schlafen würde. Anstellig ist er zu allen unnützen Streichen, und beim Essen ist er rührig über alle Maßen.“

Castillo lachte.

„Ihr scheint ein strenges Regiment zu führen.“

„Leider fruchtet es nichts!“

Dem Sennor Castillo fuhr ein Gedanke durch den Kopf. Ein Theil seiner Knechte war ihm entlaufen, und es wollte ihm bisweilen scheinen, als würden noch mehrere der gebliebenen dem Beispiele jener über kurz oder lang folgen. Dieser Pedrillo würde keinen schlimmen Ersatz für einen oder den andern der Davongegangenen bilden, und er zweifelte nicht daran, daß er, schon der Madrastra wegen, gern mit ihm gehen würde.

Unwillkürlich blickte er nach dem jungen Menschen, und es schien, als habe jener seine Gedanken errathen, denn er sah ihn mit einer forschenden Miene und mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen an.

„Ich will ihn Euch abkaufen“, sagte Castillo scherzend zu der Frau, „und wenn er mit mir gehen will, so kann ich ihn vielleicht ziehen.“

„Gelobt sei Gott“, rief die Frau, „wenn es nämlich Euer Ernst ist, Sennor, und Ihr sollt ihn umsonst haben, er mag wollen oder nicht.“

„Gelobt sei Gott!“ rief jetzt auch Pedrillo; „denn ich zweifle nicht, daß Euer Gnaden ernstlich sprechen, und ich will mit Euch ziehen, und wenn es mir die ganze Welt verbieten sollte.“

„Gemach, Pedrillo“, sagte Castillo, „denn obgleich Deine Stiefmutter einwilligt, so wäre es mir doch lieb zu hören, was Dein Vater zu meinem Anerbieten sagt.“

„Der?“ versetzte die Frau zornig. „Da müßten wir gute Lungen haben, um den zu rufen, und scharfe Ohren, um zu hören, was er sagt. Er ist noch ein größerer Tagedieb als dieser Pedrillo hier, sein und mein Stiefkind, und er ist mir davongelaufen, hinaus ins Land, als Patriot oder als Spanier, denn das bleibt sich gleich. Aber ich brauche gar keine Mannsleute im Hause und will mit dem bischen Lumpengesindel, was bei mir einkehrt, schon allein fertig werden.“

„Muy gratias!“ sagte Castillo lächelnd, „und ich werde nächstens wieder bei Euch einkehren und will dann sehen, wie wir zusammen auskommen.“

Da in Chile und namentlich zu jener Zeit noch jeder Mann, jede Frau und selbst der ärmste Teufel sein Pferd hat, weil, wie man zu sagen pflegt, ein Pferd kein Gegenstand ist, so hatte auch Pedrillo das

seinige, und nicht minder rasch, wie sein Eintritt in die Dienste des Sennor Castillo erfolgt war, war der junge Bursche auch gerüstet, seinem neuen Herrn zu folgen.

Die Satteltasche mit seiner wenigen Habe und den unvermeidlichen Lasso am Sattel, ritt Pedrillo überglücklich hinter dem Sennor her, und als ihn dieser an seine Seite rief und mit ihm zu plaudern begann, überzeugte er sich, daß er keine schlimme Erwerbung an dem jungen Burschen gemacht hatte.

Er erfuhr, daß derselbe im vorigen Jahre längere Zeit als Peon (ein für einige Zeit gedungener Knecht) mit einem Engländer im Lande gereist war und bei dieser Gelegenheit mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen erworben hatte. Er lobte diesen Engländer und schien ihm sehr ergeben gewesen zu sein, kamen ihm gleich mancherlei Gewohnheiten desselben höchst sonderbar vor. Von seinem Stiefvater sagte er, daß ihn das Keifen seiner zweiten Frau aus dem Hause getrieben, und daß er bei Nacht und Nebel davongegangen sei, daß er ihn aber eigentlich nicht schlimm behandelt hätte. Bezüglich der Stiefmutter selbst aber entwickelte er versöhnliche Grundsätze.

„Von geschehenen Dingen", sagte er, „muß man das Beste reden. Sie hat mich freilich nicht ausstehen können,

nun ich aber von ihr bin, soll fünf gerade sein. Wenn ich ihr einmal was Gutes thun kann, will ich's wahrhaftig nicht versäumen, kann das aber aus der Ferne geschehen, so wäre mirs am liebsten."

Von den Vorgängen auf der Hacienda hatte Pedrillo Kenntniß und verhehlte seinem Herrn nicht, daß man allgemein überzeugt sei, Agacio wäre der Anstifter des Brandes, und daß man zugleich glaube, er würde noch fernere Versuche machen, dem Sennor zu schaden.

„Nun", sagte Castillo, „ich denke, das soll er doch wohl bleiben lassen. Einmal hat er mir bereits gerade genug Schaden zugefügt, und auf der andern Seite überwiegen die Knechte, welche in meinen Diensten geblieben sind, an Zahl bei weitem die paar Schufte, die ihm nachgelaufen."

Pedrillo stieß einen langgezogenen Zischlaut aus, und als sein Herr ihn fragte, was das zu bedeuten habe, erwiderte er:

„Ich meine nur."

„Höre", sagte Castillo, „das ist gerade dasjenige, was ich am allerwenigsten leiden mag. Schweige entweder ganz, oder drücke Dich deutlich aus und sage unverhohlen Deine Meinung, oder was Du weißt."

„Na, wenn es sein muß", versetzte Pedrillo, „so will ich's thun. Eine Herrschaft ist so, die andere so. Mein

Engländer sagte, wenn ich nur das Maul aufthat: „Alten Sie das Mund, meine kleine Knecht, wenn es gefällig ist. Ich wissen aller Ding viel genauer als Sie und rathen auf ein Aar, was steckt in Ihre Kopf.“ Euer Gnaden wollen Alles offerirt haben. Meinetwegen! Aber bei uns in der Fonda kehrt bald dieser, bald jener ein, und die Leute thun bisweilen, als ob ein Bursche, der den Wein bringt, gar keine Ohren habe —"

„Vorwärts, Mensch, Du bringst mich zur Verzweiflung", rief der Sennor Castillo. „Was hast Du gehört?"

„Ich habe gehört, daß ein Drittel Eurer Knechte nichts taugt, daß das zweite Drittel nicht viel werth ist und daß Ihr auf das dritte Euch nur schlecht verlassen könnt, und daß Euer früherer Mayordomo seinen Anhang mit allerlei anderem Gesindel verstärkt hat.

„Die Leute reden Mancherlei", versetzte der Sennor, „und häufig mehr, als sie verantworten können."

Währenddessen hielt Pedrillo die flache Hand über die Augen, blickte aufmerksam nach einer Richtung hin und sagte dann:

„Da kommen zwei, die es eilig haben, sie jagen wie toll." Dann setzte er hinzu: „Es ist ein Mann und eine Sennorita", und wieder einige Augenblicke

später setzten er und sein Herr ihre Pferde in scharfen Galopp, um die Herankommenden möglichst bald zu erreichen, denn beide hatten Inez erkannt und Benito, einen Diener des Sennor Castillo.

Es ist möglich, daß Deutsche ihre Pferde angehalten hätten, um jene herankommen zu lassen. Mit der chilenischen Natur wäre aber so etwas vollkommen unverträglich, und so hörten sie einige Augenblicke früher die schlimme Botschaft, welche Inez und ihr Begleiter brachten.

„Wendet um", rief Inez ihrem Vater entgegen, „und laßt die Pferde laufen, denn ich fürchte, sie verfolgen uns. Tausendfach sei die heilige Jungfrau gepriesen, daß sie mich den Weg errathen ließ, den Ihr heimwärts einschlugt."

Während man ihren Rath befolgte und denselben Weg wieder einschlug, den der Sennor und Pedrillo so eben zurückgelegt hatten, erfuhr ersterer die schönen Dinge, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatten.

Im Laufe des Nachmittags war plötzlich Agacio mit einem Haufen Bewaffneter in der Nähe der Hacienda erschienen, und Inez hatte mit genauer Noth noch Zeit gefunden, das Hofthor schließen zu lassen, was bei den niedern Mauern, die die Wirthschafts-

gebäude umgaben, freilich nur kurze Zeit Schutz gewähren konnte.

Das war aber auch fast der einzige Dienst, welchen ihr die zurückgebliebenen Knechte noch leisteten, denn Agacio rief ihnen zu, daß er gekommen sei, Castillo und seine Tochter zu verhaften, da beide es mit den Spaniern hielten, und daß er selbst vorläufig auf der Hacienda bleiben und dort die Ordnung erhalten wolle. Würden sich die Knechte fügen, so solle ihnen kein Leid zugefügt werden, wer sich aber widersetzen würde, müsse sich die Folgen selbst zuschreiben.

Da Inez sah, daß ihre Leute auf ihre Aufforderung hin, sich zu vertheidigen, keine Miene machten, ihr Folge zu leisten, und da sie überdem nichts mehr fürchtete, als in Agacio's Hände zu fallen, so entschloß sie sich rasch zur Flucht. Sie raffte an Geld und Geldeswerth zusammen, was ihr eben in die Hände fiel, Benito schaffte mittlerweile die Pferde an die hintere Pforte, und während Agacio und die Seinigen das Hofthor erbrachen, entflohen beide.

Ihrer Flucht legten indessen ihre eigenen Leute kein Hinderniß in den Weg, was ihnen freilich ein Leichtes gewesen wäre. Sie schienen sich vor ihr zu schämen und froh zu sein, als sie nicht mehr Zeuge ihrer Unentschlossenheit war. Inez aber, welche richtig ver-

muthete, daß ihr Vater dem Sennor Lopez einen Besuch abstatten würde, schlug glücklicherweise den rechten Weg ein, um ihn abzuhalten, seinen Feinden in die Hände zu laufen.

Man beschloß vorläufig eine so große Strecke sich von der Hacienda zu entfernen, als es für heute möglich, und dann irgendwo eine Unterkunft zu suchen, oder unter Umständen wohl auch im Freien zu übernachten. Dabei ließen die drei Flüchtlinge die Pferde so rüstig ausgreifen, wie es eben chilenische Pferde gewohnt sind.

„Hat Agacio nicht gesagt, in wessen Namen er diese Gewaltthat verübte?“ fragte Inez' Vater nach einiger Zeit.

„Nein“, versetzte die Gefragte, „aber ich hörte ihn strenge Befehle ertheilen, den Hof zu schonen und vor allem kein Feuer zu legen, wozu, wie es schien, einige seiner Bande Lust bezeigten.“

„Heutzutage“, sagte Pedrillo, „zünden sie die Felder an und schonen die Häuser. Es ist eine verkehrte Welt.“

„Ja, es ist in der That eine verkehrte Welt“, erwiderte Castillo traurig, „in welcher es erlaubt ist, einen ehrlichen, friedfertigen Mann ohne weitere Umstände von Haus und Hof zu jagen; denn ich bin über-

zeugt, daß Agacio keine andere Absicht hat, als sich in den Besitz meines Eigenthums zu setzen. Und keiner unter allen meinen Leuten, denen ich doch stets ein freundlicher Herr war, wagte es, sich diesen Schurken zu widersetzen! Nur Du, mein guter Benito, bist mir treu geblieben und hast meine arme Inez begleitet."

„So!" rief der Belobte. „Das wäre ein feines Stückchen gewesen, wenn ich geblieben wäre! Der Spitzbube, der Agacio, hat mich niemals leiden können, und wenn er mich erwischt hätte, ich glaube, er hätte mir die Haut über die Ohren gezogen."

Pedrillo sah den Sprechenden bei diesen Worten mit einem eigenthümlichen Blicke von der Seite an, als man aber kurz darauf an die Fonda seiner Stiefmutter gekommen war, trennte er sich von der Gesellschaft und ritt auf die unter der Thür Stehende zu, mit welcher er eifrig zu sprechen schien.

Als er darauf den Sennor und die Seinigen wieder eingeholt hatte, fragte ihn Castillo, was er mit seiner Stiefmutter gesprochen habe, worauf Pedrillo erwiderte:

„Ich habe gesagt: Herzliebste Mutter, es kann sein, daß später einige Reiter hier vorüberkommen, welche Euch wahrscheinlich fragen werden, welchen Weg wir eingeschlagen hätten. Lügt wacker in diesem Falle, es

wird Euch vielleicht nicht allzu schwer fallen, und gebt jedenfalls eine ganz verkehrte Richtung an, denn, merkt wohl, zeigt Ihr ihnen den richtigen Weg, so kehre ich um, komme wieder zu Euch und verlasse Euch nicht wieder, bis der liebe Gott Euch zu sich ruft. Ich schwöre Euch das bei meinem heiligen Schutzpatron."

Trotz seines Kummers mußte Castillo dennoch lächeln.

„Und was antwortete die gute Frau?"

„„Reite zum Teufel", sagte sie zornig, „zu seiner Großmutter, oder wohin Du sonst willst, aber betritt meine Schwelle nicht wieder, und sei versichert, daß ich Dich und Deinen Sennor nicht verrathen werde.""

Allmälig senkte sich die Dämmerung auf die Erde, dann die Nacht, und unsere Flüchtlinge verschwanden in derselben, für heute wenigstens, wie es schien, nicht verfolgt von Agacio und den Seinigen.

Viertes Kapitel.

Flucht und Verfolgung. — Kohlweg und Scherflein wandern abermals aus.

Theils weil keine andere Zufluchtsstätte vorhanden war, theils weil ein Uebernachten im Freien in Chile wenig Unbequemlichkeit bietet, schlugen unsere Reisenden ihr Nachtlager an dem felsigen Abhange eines Hügels auf, welcher schon zu den Vorbergen der hohen Cordillera gehörte.

Man ruht bei solchen Gelegenheiten auf seinem Sattel, was heroischer klingt, als es in der That ist. Der echte, alte chilenische Sattel besteht aus zwölf Pelzdecken, von welchen gewöhnlich sechs direct auf das Pferd gelegt werden und unter ein hölzernes Gerüst, welches viel Aehnlichkeit mit dem ungarischen Sattel hat; die andern sechs Felle kommen auf dieses Gerüst zu liegen und das oberste, meist gefärbte nennt man,

wenn wir nicht irren, Pellon. Freilich sitzt man auf diesem Sattel etwas hoch, indessen sehr bequem, fest und hat, bringt man die Nacht im Freien zu, an diesen Fellen ein Lager, welches wenig zu wünschen übrig läßt.

Ein Feuer zu entzünden wagte indessen der Sennor Castillo nicht, aus Besorgniß, im Falle er verfolgt würde, seine Spur zu verrathen, und am andern Morgen berieth er sich mit Inez, was zu thun sei, da ihm der Aufenthalt in dieser Gegend nicht sicher erschien.

Zwar zweifelte er nicht oder hoffte wenigstens, daß er später wieder zu seinem Besitzthum gelangen würde, im Augenblicke aber befand er sich im Zustande fast vollständiger Schutzlosigkeit, und es war ihm unmöglich, sich für jetzt einer der beiden Parteien anzuschließen, da er es mit beiden verdorben hatte.

Er beschloß endlich in Uebereinstimmung mit seiner Tochter, sich nach Mendoza auf der andern Seite der Cordillera zu begeben und den freilich beschwerlichen, ja jetzt gefahrvollen Weg über das Gebirge nicht zu scheuen, da er drüben Schutz und Hülfe zu finden fast sicher sein durfte.

Er hatte in Mendoza einen Anverwandten, der noch dazu sein compadre, sein Gevatter, war, ein Grad

sogenannter geistlicher Verwandtschaft, der an der Westküste hoch gehalten wird und zu Diensten und Gegendiensten verpflichtet, und da Benito sowohl als auch der neu gedungene Pedrillo sich bereit erklärten, ihm zu folgen, so ward der sofortige Aufbruch beschlossen.

Nichts ist angenehmer als das Eindringen in die Vorberge der Cordillera, wenn man vorher längere Zeit im Flachlande Chiles gereist ist. Freilich herrscht dort in Gegenden, in denen Bewässerung möglich und eingerichtet ist, eine üppige Fruchtbarkeit, dafür aber sieht es an andern Orten wieder kahl und traurig genug aus.

Man kommt über Stellen, bei welchen man unklar ist, ob man ihre Farbe als eine graue oder eine grünliche bezeichnen soll, und die wir als eine Oedung bezeichnen möchten, während Menschen und Thiere in Chile sie als Wiesen ansehen, denn die erstern benennen sie also, die Vierfüßler aber geben sich den Anschein, auf denselben zu weiden, obgleich keine Spur eines Grashälmchens an jenen Stellen zu bemerken.

Wir waren häufig versucht, diese Ostentation von seiten des lieben Viehs für eine mißverstandene Art von Vaterlandsliebe zu halten, um durch dieses affec-

tirte Weiden dem vorüberziehenden Fremden die Unfruchtbarkeit solcher Orte zu verbergen.

Hat man aber diese bisweilen noch stellenweise mit der stachligen Espina bestandenen Flächen hinter sich und gelangt in die bewaldeten Vorberge, so nimmt die Landschaft einen andern Charakter an.

Uns fremder Baumschlag, zum Theil gebildet aus Aquifoliaceen, Celastrineen und Laureen, hier und da eine feuchte Schlucht, bestanden mit der Quila, einer Bambusart, und farbige Baumblüten zeigen uns da freilich, daß wir uns in fremdem Lande befinden, in einer Vorhalle des Tropentempels. Wunderbar klingt aber bisweilen die Heimat wieder, dort in der Tausende von Meilen fernen fremden Landschaft, und jubelnd haben wir Waldstellen begrüßt, welche täuschend dem theuern deutschen Walde ähnlich waren.

Dergleichen Schwärmereien blieben freilich dem Sennor Castillo und seinen Begleitern fern.

Sie kannten einerseits die Urenkel der heiligen deutschen Haine, die Nachkömmlinge der Wodanseichen und ihrer Stammverwandten nicht, auf der andern Seite aber ist man wenig zur Sentimentalität geneigt, wenn man sich auf der Flucht befindet und den Feind auf seiner Spur befürchtet.

Unsere Reisenden spähten also sorgsam in die Ferne,

wenn irgend eine Höhe oder eine Blöße im Walde ihnen einen solchen Blick gestattete, und Pedrillo erkletterte von Zeit zu Zeit einen Baum oder bestieg einen Felsenvorsprung, um Ausguck zu halten nach etwaigen Verfolgern.

Indessen ließ sich nichts Feindliches blicken. Ungestört zog man weiter, hier und da in einer Hütte Gastfreundschaft genießend oder kleine Vorräthe einkaufend, unter dem Vorgeben, ein höher gelegenes Bergwerk besuchen zu wollen, und Pedrillo leistete dabei vortreffliche Dienste, indem er den etwa nachfolgenden Agacio irre zu führen und durch allerlei Vorgeben zu täuschen suchte.

Im Uebrigen hoffte man morgen den Weg nach Mendoza zu erreichen, welcher eine gute Strecke weit Pedrillo bekannt war, da er mit seinem Engländer längere Zeit in den Bergen umhergestreift war, und man brachte die heutige Nacht, wie die vergangene, im Freien zu, fast heiter und vergnügt, da man vorläufig wenigstens von dem ungetreuen Mayordomo befreit zu sein hoffte.

Man hatte am andern Morgen bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt und die Nähe der wirklichen Kette der Anden zeigte sich durch Mancherlei schon ziemlich deutlich an.

Solche Zeichen waren zum Beispiele das Seltenwerden stärkerer Bäume, tief gerissene Schluchten, in welchen hier und da ein Bergwasser zu Thale brauste, vulkanisches Gestein, die granitischen Formen durchbrechend, und dann die Pfade, auf welchen man weiter zog, Pfade, welche dem europäischen Neuling in hohem Grade bedenklich erscheinen und welchen er nicht selten alle Eigenschaften eines vernünftigen Wegs abspricht, welche aber dem Chilenen und seinem Pferde nicht das mindeste Auffällige bieten und auf welchen er sorglos dahinzieht.

Man hatte so eben einen solchen Bergpfad hinter sich und ließ auf einem Plateau, von welchem aus der weitere Weg wieder mehr Bequemlichkeit bot, die Thiere einen Augenblick verschnaufen. Pedrillo hatte seiner Gewohnheit gemäß eine Felswand erklettert, um sich umzusehen.

Plötzlich hörten ihn die unten Haltenden einen Fluch ausstoßen, dann sahen sie, wie er sich im andern Augenblicke platt auf den Felsen niederwarf und dann mit Blitzesschnelle an der Felswand herabglitt.

„Sie sind auf unserer Fährte", rief er hastig, „fünf Reiter, und sie sprengen eben auf dem Wege aufwärts, auf welchem wir uns vor etwa einer halben Stunde befanden."

Er warf sich auf sein Pferd, offenbar in der Erwartung, daß man sofort eine schleunige Flucht antreten würde. Aber der Sennor Castillo sagte:

„Halt! Ehe wir eine übereilte und vielleicht nicht einmal begründete Flucht antreten, will ich mich vorher selbst überzeugen. Muß es gerade Agacio sein, der uns folgt? Es können auch andere Reisende sein, welche denselben Weg einhalten wie wir selbst."

„Reisende reiten nicht so wie diese", versetzte Pedrillo. „Man reitet freilich Galopp, aber jene dort jagen wie toll."

Der Sennor erkletterte indessen mit Hülfe Pedrillo's die Felswand, und oben angelangt sagte er nach kurzem Spähen:

„Pedrillo hat leider Recht. Es unterliegt keinem Zweifel, wir werden verfolgt, und ich glaube sogar eins meiner besten Pferde zu erkennen, welches Agacio, der Schurke, reitet."

Man kann nicht behaupten, daß friedfertigen Leuten stets auch der persönliche Muth fehlt. Sie hassen nur Zank und Streit, stellen aber im Kampfe vortrefflich ihren Mann und häufig wohl besser als manches streit- und händelsüchtige Subject.

Der Sennor Castillo gehörte zu den Friedfertigen,

welche sich gut schlagen, und als er das Plateau wieder erreicht hatte, sagte er:

„Ich sehe nicht ein, warum wir vor diesen Schuften die Flucht ergreifen sollen. Unser sind drei Männer, jene sind zu fünf, aber wir haben den Vortheil des erhöhten Standpunkts; Ihr beide seid mit Euren Lassos und mit Messern bewaffnet, ich selbst führe zwei Pistolen. Carajo! Laßt die Burschen herankommen, wir wollen sie wacker empfangen! Aber was ist Eure Meinung?"

Die Wangen des Sennor Castillo rötheten sich bei diesen Worten und er blickte drohend nach der Richtung hin, in welcher seine Feinde im Anzuge waren, blieben sie auch den auf dem Plateau Befindlichen vorläufig noch unsichtbar.

Auch Benito blickte nach jener Richtung, und wie sich eben die in der Mannesbrust tobende Kampfbegierde verschieden äußert, so war er bleich geworden bis an die Schläfe und biß die Zähne krampfhaft zusammen. Dann aber schien er sich einigermaßen gemäßigt zu haben und sagte zu Castillo:

„Die Wuth, welche in mir kocht, wenn ich an jenen Agacio denke, droht mich zu verzehren. Aber er soll mich kennen lernen und ich hoffe Euch für immer von ihm zu befreien."

Er wandte sein Pferd abwärts, und Castillo fragte verwundert:

„Was wollt Ihr thun?“

„Ich will ihn tödten! Seht ihr jenen Felsenvorsprung? Haufen von Schutt und Gerölle thürmen sich hinter demselben, dort verberge ich mich, und kommen die Feinde aus dem Gehölze, welches sie für jetzt unsern Blicken entzieht, so stürze ich mich plötzlich auf sie, werfe den Lasso nach diesem verruchten Agacio und erwürge ihn. Seine Begleiter werden überrascht sein, einen Hinterhalt befürchten und nach dem Tode ihres Führers höchst wahrscheinlich die Flucht ergreifen, und Ihr seid von ihnen befreit. Sollten sie mich aber angreifen, so schlage ich mich wieder zu Euch. Ich reite das beste Bergpferd aus Eurem Stalle und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich Euch nicht zu rechter Zeit wieder erreichen sollte.“

Ohne die Antwort Castillo's abzuwarten, sprengte er in furchtbaren Sätzen abwärts.

„Opfert Euch nicht nutzlos“, rief ihm der Sennor nach, aber der Wuthentbrannte hörte ihn nicht und war in kurzer Zeit hinter dem Felsenvorsprunge verschwunden.

Aengstlich blickte ihm der Sennor nach, aber Pedrillo sagte:

„Seid unbesorgt, er opfert sich nicht, aber er reitet das beste Bergpferd Eurem Stalle und vielleicht in der ganzen Umgegend."

„Was soll das heißen?"

„Es soll heißen, daß er mit diesem Thiere, noch ehe Agacio aus dem Gehölze kommt, auf jenem steilen Abhange abwärts entfliehen wird und lieber ein wenig Halsbrechen riskirt, als sich auf einen Kampf einläßt. Haben Euer Gnaden nicht gehört, daß er blos aus Furcht vor Agacio die Sennorita begleitet hat?"

„Ich kann's kaum glauben", versetzte der Sennor; aber Pedrillo rief:

„Wir haben nicht mehr viel Zeit, doch wird sie noch reichen. Laßt die Sennorita für alle Fälle eine Strecke aufwärts reiten und wartet hier auf mich."

Ebenso wie Benito sprengte er, ohne die Antwort seines Herrn abzuwarten, abwärts und verschwand hinter dem Felsenvorsprunge.

Sollten beide? Der Sennor Castillo runzelte die Stirn, aber nach wenig Augenblicken erschien Pedrillo wieder. Er war treu geblieben und brachte, als er den Sennor erreicht hatte, die Nachricht, daß Benito muthmaßlich sein feiges Wagstück glücklich vollendet habe und sich bereits unten in der Thalschlucht auf schleuniger Flucht befände.

„Der treulose Hund!" rief Castillo. „Aber was nun beginnen? Wir, jetzt nur zwei Männer, sind schwerlich jenen fünf gewachsen!"

„Reitet voran", sagte Pedrillo ruhig, „ich versperre ihnen hier den Weg, und wenn Ihr mittlerweile das Buschholz dort oben erreicht habt, könnt Ihr Euch vielleicht vor ihnen verbergen."

„Und Dich erschlagen sie hier!"

„O, das kommt darauf an."

„Nein, mein guter Bursche", sagte Castillo, „der bravste Kerl in Chile soll nicht nutzlos von diesen Spitzbuben erwürgt werden. Freilich müssen wir zu entkommen versuchen, aber wir bleiben bei einander, und ich hoffe zu Gott, daß ich Dir Deine Treue noch vergelten kann. Vamos!"

Sie sprengten aufwärts, um mit der vorangerittenen Inez ihre Flucht fortzusetzen.

Unten, auf einer Blöße, erschien einer ihrer Verfolger, welcher den andern voransprengte, es war Agacio.

Sehen wir jetzt wieder ein wenig nach unsern deutschen Freunden, welche wir unserer ausländischen Bekanntschaften halber fast gänzlich aus den Augen verloren.

„Ich habe mich satt gehungert", sagte Jakob Scherflein, „und wenn das logisch ein Unsinn sein sollte, so ist es nichts destoweniger leider Gottes die lebendige Wahrheit."

„Und ich", versetzte Kohlweg, der Jäger, „ich habe nicht allein den Hunger satt, sondern auch den Kummer, das Elend, diese miserablen schönen Nächte, den ewig heitern Himmel und die abscheuliche Knallhütte, von welcher aus wir alle diese Schönheiten ausstehen müssen. Und, nimm mir das aber nicht übel, auch das ewige Alleinsein mit Dir, mein theurer Freund, fängt an mich höchst gründlich zu langweilen."

„Mich auch", erwiderte Scherflein fast weinerlich.

„Es bleibt also dabei, wir gehen, und zwar zuerst über die Cordillera, hinüber nach der andern Seite, wie die Hiesigen sagen. Ich freue mich auf den Schnee, der droben auf den Bergen liegt, und auf den andern Spectakel, der dort los sein soll, obgleich es kaum so arg sein wird, da man hier Alles übertreibt."

„Immer aber", sagte Scherflein, „werden wir die Langeweile haben, bei einander zu sein und gegenseitig unsere treuen und ehrlichen Visagen zu begaffen."

„Bewahre! Wir werden zwar beisammen bleiben, das

versteht sich, aber wir werden nicht allein beisammen sein. Reisende Kaufleute, welche Waaren mit sich führen, werden uns entgegenkommen, Maulthiertreiber, Bergleute, streifende Indianer und anderes Berggesindel, mit welchem wir die Friedenspfeife rauchen und uns gottvoll unterhalten werden."

„Und", fuhr Scherflein fort, „wenn wir drüben sind, werden wir uns in die Gegend von Buenos Ayres begeben und dort ein Schlaraffenleben führen, auf jenen Gefilden, in welchen die schmackhaftesten Rinderbraten unbenutzt auf der Erde liegen, in denen die Sonne das Beefsteak bereitet und der Fuß des Reisenden über Coteletten hinwegschreitet, die von selbst gar geworden sind."

„Und bei alledem", sagte Kohlweg, „werden wir uns gestehen müssen, daß wir beide die leichtsinnigsten Burschen von der Welt sind, weil wir schlechte Witze machen, trotzdem wir mitten im Elende sitzen und vielleicht noch größerem Elende entgegengehen."

Scherflein rief:

„Ich lobe mir den heitern Mann
Zumeist von meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten!

Also a la mannana, morgen! Denn wir müssen jetzt

allmälig anfangen, die spanische Sprache zu cultiviren!"

Am andern Morgen schlossen unsere Deutschen die Thür ihres Hauses und hefteten an dieselbe einen Zettel, auf welchem sie in arg barbarischem Spanisch ihr Eigenthumsrecht wahrten.

„Denn", sagte Scherflein, „führt uns der, den ich in diesem feierlichen Moment nicht nennen will, gegen unsern Willen wieder in dieses gesegnete Land, so ist etwas immer besser als gar nichts."

Dann öffneten sie einen kleinen Stall, in welchem sie einige Hühner und eine Ziege verwahrten und gaben diesen Thieren die Freiheit, und hierauf zogen sie auf gut Glück hinaus in die Welt, ziemlich gut mit einigen landesüblichen Speisevorräthen versehen, gut bewaffnet und erträglich beritten, mit Geld aber höchst bescheiden ausgerüstet.

Wenn man die bereits erwähnten Vorberge der hohen Cordillera, der eigentlichen Kette der Anden, überschritten hat, trifft man am Fuße dieser Bergesriesen theilweise dieselbe Vegetation wie in der Nähe von Valparaiso.

Der Higo (Cactus peruvianus), ein riesenhafter Cactus, hat Wurzel gefaßt an den steilsten Abhängen und neben ihm die Pourretia coarctata,

el carton in der Landessprache, ihren zehn bis zwölf Fuß hohen Blütenstengel mit über tausend duftenden Blüten geschmückt, welchen häufig Kolibris umschwärmen. Auch die Giftnessel, die Ortiga, gedeiht dort bisweilen und andere um Valparaiso sich findende Pflanzen, welche wir jedoch, um nicht ins Botanische zu gerathen, mit Stillschweigen übergehen wollen. Weiter aufwärts nimmt aber das Gebirge oder dessen Anfänge häufig schon einen ernstern Charakter an.

Unsere Freunde durchschwammen mit ihren Pferden einen Fluß, da Landleute ihnen dies als den richtigen Weg bezeichnet hatten. Dann ritten sie eine Zeit lang an dessen steilen, felsigen Ufern hin, welche kein Hinanklimmen gestatteten, und als endlich die Felswand und der Fluß sich berührten, schwammen sie wieder auf die andere Seite. Nachdem sie dies Verfahren noch einigemal einzuschlagen genöthigt worden, befanden sie sich in der That auf der andern Seite, nämlich an einer Stelle, welche ihnen erlaubte, mit ihren Pferden die drüben liegende Thalseite zu erreichen.

An einem kleinen, von Bergleuten erbauten, höchst urzuständlichen Schmelzofen fragten sie, ob sie auf dem richtigen Wege über das Gebirge wären.

Der Gefragte schien sie nicht zu verstehen, ein anderer am Ofen beschäftigter Mann aber sagte:

„Reitet nur zu. Weiter oben findet Ihr wohl den Weg nach Mendoza.“

„Sind die Wege gut?“ fragte Scherflein ziemlich naiv.

Der Mann sah ihn einige Augenblicke an, als ob er die Frage nicht recht begriffen hätte, dann sagte er:

„Ausgezeichnet!“

Die beiden Mineros sahen den zwei sonderbaren Reisenden, welche sich so ohne weiteres nach dem Wege über das Gebirge erkundigten und dabei fragten, ob die Wege gut, eine lange Weile nach.

„Der Bursche war nicht einfältig“, sagte Kohlweg im Weiterreiten. „Diese Wege sind in der That gut; ich kenne genug Bergpfade in Deutschland, welche schlechter sind. Es ist hier eben Alles muy lindo und das ist es gerade, was mich verdrießt und langweilt.“

Es ist eigenthümlich! Der Sennor Castillo und die Seinen beabsichtigten nach der andern Seite zu gehen und zwar nach Mendoza, und wir finden jetzt unsere deutschen Freunde damit beschäftigt, sich ebenfalls auf den Weg nach dieser Stadt zu machen.

Kaum ist es anders zu vermuthen, als daß sich beide Parteien dort treffen und daß sich dann höchst

interessante Abenteuer abwickeln, aber wir bedauern, ihnen in diesem Falle nicht folgen zu können.

Es ist Grundsatz von uns, selten oder nie von einer Stadt oder einer Landschaft zu erzählen, welche wir nicht selbst besucht oder gesehen, und bezüglich deutscher Städte nie einen Namen derselben zu nennen.

Das Erste aus dem Grunde, weil es nicht nöthig ist, das bischen Phantasie, das man hat, mit dem Erfinden von Gegenden zu vergeuden, wenn uns unser Gedächtniß wahre und wirkliche Bilder aufbewahrt hat. Man nimmt einfach eins dieser Bilder aus der Gedächtnißmappe und läßt dann in Gottesnamen die Phantasie die Staffage malen.

Das Zweite der Philister wegen, welche sich ausnehmend freuen, wenn sie eine Stadt errathen, welche ihnen bekannt ist oder die sie vielleicht von Kindesbeinen an bewohnten, die aber, nennt man diese Stadt, die Schulter ziehen und sagen:

„Er hat ganz passabel dies und jenes geschildert, aber ganz genau hat er es doch nicht getroffen. In dieser Straße zum Beispiel ist das fünfte Haus dreistöckig und nicht das sechste, die Rinne läuft rechts und nicht links, und daß er von Wetterfahnen spricht, ist geradezu ein Falsum, da in der ganzen Straße nicht ein einziges Haus eine solche hat."

Des ersten Grundes halber lassen wir also Scherflein und Kohlweg auf Pfaden ziehen, welche wir selbst, wenngleich vielleicht nicht auf einer und derselben Excursion, betraten, und wenn wir dieselben so kurz als möglich schildern, so ist man uns am Ende dankbar dafür.

Der Jäger hatte Recht, wenn er den Beginn des Weges gut nannte.

Langsam aufwärts zieht er sich zwischen grünen Gehegen, nicht selten an einen ehrlichen deutschen Feldweg erinnernd, und der Fluß, den man vorher durchschwommen hat, hier der Mapocho, fließt friedlich zu unserer Rechten durch das ziemlich breite und friedliche Thal.

Aber man reitet im Thal bergan, das will heißen, dasselbe verengt sich allmälig und der Weg führt längs der einen Thalwand aufwärts.

Anfänglich noch durch Buschwerk und Niederholz und eine kleine Strecke selbst durch ein Pfirsichwäldchen, was aber reizender klingt, als es in der That ist, da die Früchte dieser Pfirsichbäume kaum zu genießen sind.

„Gott sei Dank", rief Kohlweg, „hier findet sich einmal etwas, über das man mit Recht losziehen darf. Die beste der Früchte, die Pfirsiche, erfreut sich hier einer ungemessenen Abscheulichkeit. Die Kerne sind

fast größer als die Frucht und das bischen Fleisch, welches über diesen Kern gezogen ist, hat einen Geschmack, der eine absurde Mischung von bitter und sauer ist."

Andere Dinge nahmen aber bald unsere Reisenden in Anspruch.

Während schon im Gehölze der Weg ziemlich steil zu werden beginnt, hat sich das Thal zur Rechten bedeutend verengt. Man hört den früher sanft und still dahinziehenden Mapocho unten in der Tiefe brausen, und wenn man das letzte Buschwerk hinter sich hat und abwärts blickt, sieht man, daß das Thal zur Schlucht geworden, in welcher der Fluß tobend und ungestüm über die Felsen springt und es nicht erwarten zu können scheint, bis er ins Flachland gekommen ist, um dem Menschen pflichtig zu werden, der ihn bald in tausend Aeste und Aestchen spaltet, um das Feld zu tränken und den fehlenden Regen zu ersetzen.

Das ist unten, auf der Sohle der Schlucht.

Oben, vor unsern Freunden, aber dehnt sich eine Felswand und längs derselben zieht sich das fort, was man den Weg nennt, eine bisweilen unangenehm schief abwärts neigende Fläche von drei, wohl auch zwei und selbst einem einzigen Schritt Breite.

Unser linker Fuß streift dann an die steil anstei-

gende Felswand links, unser rechter schwebt über dem Abgrunde rechts, und wem das Ertrinken besonders unangenehm erscheint, hat an diesen reizenden Stellen den Trost, daß er, thut das Pferd einen Fehltritt, zwar hinabstürzt, aber zuverlässig nicht ertrinkt, da Leichname, deren Schädel zerschmettert ist und welche nicht einen einzigen ganzen Knochen mehr im Leibe haben, nicht zu ertrinken pflegen.

Ein ziemlich gleichwerthiger Trost ist der, welcher uns während des Rittes an jener Wand von einem deutschen Jäger, den wir in Santiago trafen und der uns begleitete, gegeben wurde.

„Von tausend Fuß Tiefe, Herr Doctor, ist keine Rede, es sind kaum achthundert", sagte der Mann.

Die Höhe der Felswand zur Linken, die aufwärts steigt, abzuschätzen fällt Niemand ein, denn man hat Umschau zu halten, ob nicht Abwärtsziehende uns entgegenkommen, um zu rechter Zeit eine breitere Stelle des Weges zu erreichen oder hier und da vorkommende kleine Plateaus, wo das Ausweichen ermöglicht ist.

Wir verschonen den freundlichen Leser mit einem solchen Ausweichabenteuer, das uns an dieser lieben Felswand selbst begegnet ist, und kehren zu unsern beiden Deutschen zurück.

„Ich will nicht hoffen", sagte Kohlweg, als sie an jener Stelle angekommen waren, „daß wir hier fortreiten sollen. Das ist ja ein Pfad für Ziegen, aber nicht für Menschen und Pferde."

„Es muß doch so sein", versetzte Scherflein. „Man sieht in dem zerbröckelten Gestein Hufspuren. Probiren wir es."

Er ritt voran und Kohlweg folgte ihm. Bald kamen sie darauf, den Pferden die Zügel zu lassen, was auch die Chilenen an solchen Stellen thun und was unbedingt das Beste ist, da man in Chile von Zeit zu Zeit, durchschnittlich drei bis vier Wochen lang, nach eben so langer Dienstzeit, die Pferde im Freien sich selbst überläßt und diese durch solche unbedingte Freiheit die gefährlichsten Pfade ohne Hülfe und Führung betreten lernen.

„Das Beste ist", sagte der voranreitende Scherflein nach einiger Zeit, „daß wir nicht umwenden können, wenn wir auch wollten, wir müssen Courage haben."

„Schon deshalb, weil es vollkommen nutzlos ist, wenn wir uns fürchten", meinte Kohlweg, „aber man gewöhnt sich an Alles, und dieser Weg scheint mir jetzt nicht halb so unangenehm mehr als anfänglich."

An einigen erweiterten Stellen des Pfades trafen sie auf Landleute, welche ohne Zweifel ihr Kommen

bemerkt und angehalten hatten, um ausweichen zu können.

Das höchst mittelmäßige Spanisch unserer Freunde reichte aus, sich mit ihnen zu verständigen, und obgleich jene ihre Klagen über das Gefährliche der zurückgelegten Strecken nicht recht zu begreifen schienen, so erfuhren sie doch, daß sie sich wirklich erst auf den ersten Anfängen des Weges über die Cordillera befanden.

Auch weitere Anleitung wurde ihnen gegeben, um morgen oder übermorgen die eigentliche Straße nach Mendoza zu erreichen.

„Dort", sagte einer der Landleute, „sind bisweilen Stellen, an welchen man ein wenig Acht geben muß, denn so bequeme Wege wie hier findet man nicht aller Orten."

„Ungemein freue ich mich auf jene Stellen, an welchen man Acht haben muß", sagte Kohlweg, als sie wieder weiter zogen, „sie müssen in der That reizend sein!"

Indessen wurden ihre heutigen Pfade wieder einigermaßen erträglicher, sie senkten sich allmälig abwärts, erweiterten sich, und unsere Reisenden befanden sich endlich auf dem Abhange eines Berges, in welchen die Felsgebilde nach und nach übergegangen waren.

Endlich gelangten sie an eine Stelle, an welcher

sich das Thal ziemlich weit ausdehnte und an der sie den Mapocho nach der vorhin erhaltenen Anleitung abermals passiren mußten. Aber der Fluß, welcher sich in der engen Schlucht und bei starkem Fall wie toll abwärts gestürzt hatte, floß hier ruhig, langsam und sich weit ausbreitend, sodaß ihre Thiere kaum bis an die Kniee benetzt wurden, da die Breite des Stroms ihn an Tiefe verlieren ließ.

Sie machten am jenseitigen Ufer Halt, um ihren Pferden Rast und die Erlaubniß zu geben, sich ihr Futter nach Belieben zu suchen, während sie selbst von ihren Vorräthen speisten; dann ritten sie einen steilen Bergabhang hinan, aber als sie oben zu sein glaubten, fanden sie, daß dort eine senkrechte Felsenmasse anstieg, und Hufspuren im Gerölle und im sandigen Boden zeigten ihnen, daß der Weg sich längs jener Felsen hinzog.

Reitende, sowohl auf Pferden als auch auf Eseln und Maulthieren, begegneten ihnen auch hier von Zeit zu Zeit, und diese Leute, Männer sowohl als Frauen, führten meist Bündel von Reisig bei sich, welche sie zum Verkauf ins Flachland brachten.

Scherflein fragte eine ihnen entgegenkommende Frau, ob denn so weit oben im Gebirge noch Leute wohnten.

„Hier und weiter oben wohnen freilich Leute", sagte die Frau, „im Gebirge aber wohnt Niemand."

„Wir befinden uns also merkwürdigerweise stets noch im Thale", sagte Scherflein zu Kohlweg, „und ich vermuthe, daß diese Sennors mit ihren Reisigbündeln Rittergüter besitzen, ähnlich dem, welches wir gestern verlassen haben. Wie das wirkliche Gebirge aber aussieht, bin ich begierig zu erfahren."

Nichts ist auffälliger als der Wechsel der Temperatur auf der Cordillera.

Man zieht auf der Höhe einer jener riesigen Felsenmauern dahin, welche bisweilen stundenbreite Plateaus bieten, indem sie, stufenähnlich ansteigend, einen großen Theil des Gebirges bilden, und eine glühende Hitze drückt uns dort zu Boden.

Man steigt höher und gelangt in eine thal- oder schluchtartige Bildung, in welcher kein Grashalm zu finden ist und keine Spur eines lebenden Wesens. Während aber in den meisten Thälern und Schluchten der Cordillera regelmäßig auf die Minute der Wind wechselt, sodaß man, verweilt man in einem solchen Thale mehrere Nächte, die Plätze an der Feuerstelle nach dem Windwechsel einrichtet, herrscht in jenen öden Schluchten und selbst in gleich öden breitern Thälern stets eine constante Windrichtung.

Eine dünne, kalte, schneidende Zugluft zieht jahraus jahrein zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und stets nach einer Richtung hin über den kahlen Boden, und man wird unwillkürlich an das bekannte Thal des Todes erinnert, obgleich hier die Kälte allein allem Leben feindlich entgegentritt.

Ist man aber wiederum höher gestiegen, so findet man sich in einer andern thalähnlichen Bildung, deren eine gegen das Flachland hin ansteigende Wand durch steile Felsen gebildet wird, während gegen das Gebirge hin sich ein Bergabhang befindet, welcher mit blühendem Gesträuche umwachsen ist, umschwirrt vom Trochilus gigas, dem sogenannten Riesenkolibri, und bewässert von Schneewasser, welches langsam herabrieselt von den höhern, mit ewigem Schnee bedeckten Theilen des Gebirges.

An solchen Stellen ist es wieder warm, ja zur Mittagszeit selbst heiß, und obgleich wir am Ende des Thals vielleicht einen vulkanischen, aus dunklem Gestein gebildeten Kegel bemerken, dessen obere Hälfte mit Schnee bedeckt ist, so sind doch selbst die Nächte dort kaum kühl zu nennen.

Aus diesem Grunde und weil sich dort Wasser und Gras für die Pferde findet, eignen sich solche Stellen vortrefflich zum Uebernachten. Kohlweg und

Scherflein schlugen in der That in einer solchen Oase ihr Nachtlager auf, den ersten Tag ihrer Reise also beschließend.

Die beiden nächsten Tage wollen wir nur flüchtig erwähnen.

Theils Hufspuren folgend, theils hier und da zurechtgewiesen von Landleuten, welchen sie, wenn auch spärlicher als am ersten Tage, begegneten, gelangten sie höher und höher und zweifelten nicht, wenngleich auf mancherlei Umwegen, doch endlich die eigentliche Straße nach Mendoza zu erreichen.

Dabei erlegten beide mancherlei Vögel und an den Gebirgsbächen mehrmals Enten, sodaß sie, versorgt mit frischem Wilde, ihre mitgenommenen Vorräthe schonen konnten.

„Wir leben hier besser", sagte Kohlweg, „als auf unserer berühmten Besitzung da unten und haben doch wenigstens eine Art von Jagd, wenngleich nur wenig eigentliches Wilpret."

Am Morgen des vierten Tages aber schienen die Spuren, welchen sie bisher gefolgt waren, zu Ende gegangen zu sein.

Sie waren bereits einige Stunden im Sattel, anfänglich den Hufspuren einiger Maulthiere nachziehend, als diese nach und nach unsichtbar wurden und die

beiden Freunde sich endlich gestehen mußten, daß es zwar sicher sei, daß sie sich auf oder besser in der hohen Cordillera befänden, daß es aber ungewiß oder eigentlich höchst zweifelhaft sei, ob sie den Weg nach Mendoza jemals finden würden.

Die Naturschönheiten häuften sich, das war nicht zu leugnen.

Sie kamen an Stellen, welche ihnen wundervolle Fernsichten boten, Blicke in das Flachland, welches der in Chile fehlenden sogenannten Luftperspective halber in glänzender Klarheit unter ihnen lag.

Dann sahen sie die fernen, mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen des Gebirges rosenroth in der Sonne erglänzen, oder ein blendend weißer Schneegürtel zog sich in einiger Entfernung, aber in gleicher Höhe mit ihnen um einen basaltischen Kegel, dessen Spitze sich tiefschwarz vom blauen glänzenden Himmel abgrenzte, während unterhalb des Schnees weniger steile Wände mit üppigem Buschwerk bedeckt waren.

Dann ritten sie wieder durch tiefe Schluchten, welche kaum mehr boten als ein Felsenchaos.

Eben das aber mochte unsere Freunde vom rechten Wege geführt haben oder die Schuld tragen, daß sie die leitenden Hufspuren verloren hatten.

Sie wendeten um, um ihre anfänglichen Pfade

wieder zu erreichen, aber sie fanden sie nicht; dann stritten sie sich darüber, wie diese am frühern Morgen eingeschlagenen Wege wiederzufinden, und einigten sich endlich wieder, um sich zu gestehen, daß sie sich geirrt hätten, wenn nämlich dieser Ausdruck gestattet ist für die Lage, in welcher sie sich überhaupt befanden.

Was thun?

„Da wir", sagte endlich Scherflein, „nicht einmal unsere Feuerstelle von heute Nacht wiederfinden können, so glaube ich, daß uns drei Wege übrig bleiben: wir suchen auf irgend eine Weise auf neuen Wegen wieder abwärts zu kommen, und da weiter unten noch hier und da Menschen getroffen werden, gewinnen wir einen Führer, der uns auf die Straße nach Mendoza bringt. Oder wir versuchen es, aufwärts zu gelangen, und finden, brechen wir die Hälse nicht, vielleicht jene verwünschte Straße ohne fremde Beihülfe. Drittens aber reiten wir auf gut Glück vorwärts, eben nach jener Richtung hin, nach welcher das Weiterkommen die geringste Schwierigkeit bietet."

„Abgemacht", erwiderte Kohlweg, „und schon deshalb, weil dieses Verfahren Deine beiden ersten Vorschläge mit einbegreift."

Nicht lange nachher, nachdem sie diesen Vorsatz

auszuführen begonnen hatten, war Kohlweg eben um eine Felsenecke gebogen, als ihn Scherflein plötzlich einen Freudenschrei ausstoßen hörte, und indem er im andern Augenblick an seiner Seite war, erkannte er sofort die Ursache.

In nicht allzu großer Entfernung von ihnen kräuselte sich ein leichter Rauch zum Himmel empor, und da diese Rauchsäule unbedingt von einem noch unterhaltenen Feuer herrühren mußte, so waren dort unzweifelhaft auch Menschen zu finden; welche, war vorläufig gleichgültig.

„Vorwärts!"

Sie erreichten auch ohne besondere Fährlichkeiten die Feuerstelle und fanden an derselben Hirten, welche sich ihr Mahl bereiteten und die sie freundlich aufnahmen und vor allem einluden, ihre Gäste zu sein.

Die größern Heerden in den untern bewaldeten Regionen der Cordillera bestehen nicht selten aus fünf- bis achttausend Rindern, die mehreren Hacienden-besitzern im Flachlande zusammen angehören und von einem Oberhirten und seinen Knechten beaufsichtigt werden. Die beiden am Feuer gefundenen Männer waren solche Knechte, welche einige von der Heerde entlaufene Rinder hier in den obern Gegenden aufsuchten.

Nachdem das Mahl beendet war, fragten unsere Reisenden nach dem Wege nach Mendoza.

„Da könnt Ihr gar nicht fehlen", sagte einer der Hirten, „und von hier aus könnt Ihr ihn in etwa einer Stunde erreicht haben."

„Aber wie?"

„Seht Ihr jene Felsenwand dort, über welcher ein Condor schwebt?"

Kohlweg und Scherflein blickten nach der bezeichneten Richtung und sahen, denn die wirkliche Entfernung in gerader Linie betrug kaum eine halbe Stunde, eine dunkle Stelle, welche wohl eine Felswand sein konnte, die auf der einen Seite steil anstieg, auf der andern etwas flacher wieder niederging und über welcher hoch oben in den Wolken ein schwarzer Punkt stand.

Die dunkle Stelle war ein Stück der gesuchten Straße, der schwarze Punkt war ein Condor und alle Noth war mit diesen beiden Gegenständen beendet.

„Gott verläßt keinen Deutschen", rief Kohlweg, und Scherflein setzte hinzu:

„Und die Fälle, in welchen dies nicht so recht stattfindet, berücksichtigen wir nicht. Vamos!"

„Zwar ist der Weg bis dorthin gar nicht zu verfehlen", sagte jetzt, als sie Abschied nahmen, der ältere der Hirten, „da Ihr aber fremd seid, so soll Carlos

eine Strecke mit Euch reiten. Man kann doch nicht wissen!"

Es geschah also, und als die beiden Deutschen mit Carlos weiter zogen, sahen sie, in diesem Grade zum ersten Male, wie man in Chile reitet und was man den dortigen Pferden zutrauen darf.

„Ich führe Euch feine Pfade", sagte der junge Hirte. „Wir reiten auf andern, aber Ihr seid das wohl nicht so recht gewohnt."

Diese feinen Pfade aber waren Abhänge, bei welchen abwärts das Pferd mehr rutschte als ging, und bei denen man, aufwärts kletternd, befürchten mußte, sich hinterrücks zu überschlagen; dann Dickichte, welche undurchdringlich schienen, kleine Schluchten, über welche man setzen mußte, und andere dergleichen Süßigkeiten mehr.

Indeß die beiden Deutschen gewannen frischen Muth, als sie sahen, daß ihre Thiere jenem ihres Führers nur wenig nachgaben. Ihre Meinungen auszutauschen hatten sie freilich keine Zeit, da es wie toll durch Dick und Dünn und bald auf-, bald abwärts ging.

Fünftes Kapitel.

El paso de las animas.

Auf einer etwas freiern Stelle im Gehölze machte endlich Carlos Halt und sagte, indem er mit der Hand die Richtung bezeichnete:

„Reitet so fort. Ihr werdet bald das Buschwerk hinter Euch haben, und dann liegt der paso de las animas fast vor Euch. Jetzt verbergen ihn uns noch die Bäume."

„Der paso de las animas", sagte Scherflein, „der Uebergang der Seelen oder der Seelenweg, was soll das bedeuten?"

„Hm", versetzte Carlos, „ich glaube, man nennt den Weg deshalb so, weil dann und wann Jemand dort verunglückt ist. Unten in der Schlucht, wo Niemand hin=

gelangen kann, liegen allerlei Knochen von Menschen und Thieren, die weiß sind wie der Schnee auf den Bergen, weil sie die Sonne tüchtig gebleicht hat. Wer hinunter fällt, bleibt liegen. Aber laßt Euch das nicht anfechten. Eure Pferde sind nicht schlecht, und es ist nicht nöthig, daß gerade Euch etwas Schlimmes widerfährt. Dios dara!"

Er reichte den beiden Deutschen die Hand und wandte sein Pferd; eine kleine Gabe, welche ihm Kohlweg reichen wollte, schlug er aus und schied mit einem Gruße. Indessen hielt er noch einmal an.

„Ich habe vergessen, Euch etwas zu sagen. Sobald Ihr auf dem schmalen Pfade seid, unterlaßt nicht, fortwährend zu rufen. Kommen Euch Leute auf der andern Seite entgegen, so werden sie an einer etwas breitern Stelle anhalten, um Euch vorüberzulassen; hört Ihr aber rufen, so sucht ebenfalls eine Stelle zu erreichen, an welcher jene an Euch vorbeikommen können."

„Wenn man aber eine solche Stelle nicht erreicht?" sagte Kohlweg.

„Dann ist es nicht gut", versetzte Carlos „aber es reiten viele Leute hinüber, ehe so etwas vorkommt. Lebt wohl, Sennores!"

Er jagte davon und wenige Minuten später sahen

unsere Freunde ihn mit seinem Pferde eine Höhe erklettern, welche ihnen fast senkrecht erschien.

Sie sahen sich schweigend an, und endlich sagte Kohlweg:

„Komm und laß uns diesen reizenden Seelenweg aufsuchen. Ich bin begierig, ob unsere Knochen dort ebenfalls auf die Bleiche gelegt werden."

Als sie das Gehölz im Rücken hatten, zeigten Hufspuren, daß sie auf einen wenigstens hier und da benutzten Weg gekommen waren, und diese Spuren führten direct auf den paso de las animas, welcher etwa in Flintenschußweite vor ihnen seine Reize entfaltete.*)

Es war eine freistehende Felsenwand oder eigentlich

---

*) Mehrere solche gefährliche Stellen scheinen diesen Namen zu führen. Der Engländer George Byam schildert in seinen „Wanderungen durch südamerikanische Republiken" einen paso de las animas, der Aehnlichkeit mit dem Pfade hat, den wir unsere Reisenden im vorigen Kapitel passiren ließen, links eine ansteigende, rechts eine abfallende Felswand, aber bei dem Paso Byam's fließt unten der Maipo, bei jenem auch von uns zurückgelegten Wege der Mapocho. Auch wurde jener schmale Felsenpfad, obgleich ebenfalls gefährlich, uns nicht als Seelenweg bezeichnet, wohl aber die Stelle, welche wir so eben beschreiben wollen. Da es aber Leute gibt, welche mit zweifelhafter Genialität hartnäckig den Roman oder die Novelle mit einer Reisebeschreibung verwechseln, so wiederholen wir, daß wir zwar über jenen Paso

ein Kamm von drei bis vier Fuß Breite, dessen beide Seiten senkrecht abfielen, die linke vielleicht fünfzig oder hundert Fuß, die rechte, an deren Fuß der Fluß vorüberbrauste, drei-, vier- oder fünfmal so tief, was vollkommen gleichgültig, indem jede dieser Tiefen hinreichende Garantien für das Halsbrechen bietet.

Die berühmten, von Sonne und Mond so vortrefflich gebleichten Knochen lagen auf einzelnen, nicht zu ersteigenden Vorsprüngen des Felsenkamms, oben aber schien sich ein kleines Plateau auszudehnen und die andere Seite des Kamms nicht so steil abzufallen wie die diesseitige und, soviel man bemerken konnte, auch etwas breiter zu sein.

Die Annehmlichkeit dieser Passage wurde vermehrt durch die Art, wie man aufwärts klimmen mußte, zum Theil nämlich sprungweise, da die den Weg bildende Oberfläche aus natürlichen Stufen von einem bis zu fast drei Fuß Höhe bestand.

Unsere Reisenden waren bald an den ersten dieser Stufen angelangt, und Kohlweg sagte ernstlich erzürnt:

„Narren und Verrückte waren diejenigen, welche zum ersten Male auf den Gedanken kamen, über diesen

---

ritten, fügen aber hinzu, daß uns die Abenteuer Kohlweg's und seines Freundes nicht begegneten, sondern daß wir bezüglich derselben bei der Phantasie ein Anlehen erhoben.

verwünschten Felsen zu reiten, und dreimal größere Narren sind die, welche es ihnen nachmachen. Da wir aber kaum eine andere Wahl haben, so beginnen wir unsere Thorheit."

Er gab seinem Pferde die Sporen, und eilte oder eigentlich setzte voran.

Ein gelinder Aerger ist in ähnlichen Fällen bisweilen nicht unvortheilhaft, und so kamen beide besser, als sie dachten, aufwärts, nach Carlos', des Hirten, Anweisung, in kleinen Zwischenräumen laut rufend oder, was dasselbe, laut über den Weg scheltend. Endlich sagte Kohlweg:

„Es geht wahrhaftig leichter, als ich dachte. Anfänglich hütete ich mich, in die Tiefe zu blicken, nun aber sehe ich fast gleichgültig hinunter auf den Fluß und auf die einfältigen Knochen."

„Horch", rief in diesem Augenblick Scherflein, „der Teufel führt von drüben wirklich Leute herbei! Hörst Du nicht Lärm und Geschrei?"

„Ja, aber das scheinen keine Warnrufe zu sein", versetzte Kohlweg. „Doch vorwärts, daß wir hinaufkommen!"

Sie mochten etwa zwei Drittel der Höhe erstiegen haben und trieben jetzt ihre Thiere an, um so rasch als möglich das Plateau zu erreichen, als plötzlich oben

auf demselben zwei Berittene erschienen, ein Mann und eine Frau.

Offenbar fand dor ein Kampf statt, oder es sollte eine Gewaltthat ausgeführt werden, denn der Mann hatte den Zügel des andern Pferdes erfaßt, und ein Messer blitzte in seiner Hand.

„Laß ab, Hund!" rief Kohlweg, sein Pferd zu mächtigen Sätzen anspornend, aber in demselben Augenblick schien sich die Reiterin von ihrem Feinde befreit zu haben und setzte mit einigen Sprüngen abwärts und Kohlweg entgegen.

Ein vielleicht für beide Theile verderblicher Zusammenstoß schien unvermeidlich, und Kohlweg zog unwillkürlich die Zügel an. Gleichzeitig bäumte sich das Pferd der ihm entgegen Kommenden hoch auf, schwankte und stürzte dann in die Tiefe. Die Reiterin aber glitt vorher gewandt rücklings von dem sich bäumenden Pferde nieder auf den Felsen, ward jedoch von dem fallenden Thier zu Boden gerissen und über die Felsenwand gedrückt.

Sie hing jetzt, mit beiden Händen sich anklammernd, an diesem, während tief unten der dumpfe Fall des hinabgestürzten Thieres hörbar wurde.

Vom ersten Erscheinen der Beiden oben auf der der Höhe bis daher waren nur wenige Sekunden

verflossen, und unsere Freunde sahen erstarrt auf das Unheil, was sich so plötzlich begeben.

Auch der Mann oben, der es ohne Zweifel angerichtet hatte, hielt still auf dem Plateau und blickte, wie es schien, unschlüssig abwärts.

Jetzt aber rief Kohlweg seinem Freunde zu:

„Hilf dem Mädchen, ich will dem dort zu Leibe!"

Er sprengte aufwärts, und Scherflein sah eben noch, wie der Fremde sein Pferd wendete und verschwand, und wie Kohlweg einen Augenblick später das Plateau erreichte und ebenfalls unsichtbar wurde.

Der über dem Abgrunde Schwebenden schleunige Hülfe zu bringen, war freilich nöthig, aber das Absteigen auf dem schmalen Pfade schien ihm unmöglich oder doch höchst gefährlich. Er wollte es indessen doch versuchen, aber das Mädchen rief ihm jetzt zu:

„Halt, steigt nicht ab, es geht nicht. Macht, daß Ihr das Plateau erreicht, dort steigt ab und kommt mir dann zu Hülfe. Ich kann mich hier noch halten, denn ich stehe mit einem Fuß in einer Spalte der Felswand."

„Klammert Euch fest an", rief Scherflein, „im Augenblick bin ich wieder bei Euch!"

Er befolgte ihren Rath, warf, oben angelangt, sei-

nem Pferde den Zügel über den Kopf und auf die Erde*) und eilte dann hinunter, um zu helfen, zu retten.

Es war das nicht so leicht.

Er hatte sich auf die Kniee geworfen und suchte sie an sich zu ziehen, aber er mußte hierbei alle seine Bewegungen bemessen, um auf dem vier Fuß breiten Raume das Gleichgewicht nicht zu verlieren und rücklings in die Tiefe zu stürzen, während auf der Seite, wo er die Hängende heraufziehen mußte, ein Aufwand aller seiner Kräfte nöthig war, um von derselben nicht in den Abgrund gezogen zu werden.

Man will es nicht besonders beloben, wenn Damen allzu schlank sind, sicher aber ist die mit solcher Schlankheit meist verknüpfte Leichtigkeit in Fällen wie der vorliegende höchst schätzbar.

Leider war die Leichtigkeit der zu Rettenden nicht allzu groß, und als der junge Mann sie in seinem Arm hielt und sie ihren Fuß aus der Felsenspalte gezogen hatte, um sich aufwärts ziehen zu lassen, kam es ihm vor, als sei das eine Unmöglichkeit.

Sie mußte Aehnliches befürchten.

---

*) Die chilenischen Pferde bleiben stundenlang an einer und derselben Stelle stehen, wenn man dieses gethan hat. Die Dressur mit dem Lasso, soll, wie man sagt, das bewirken.

„Laßt mich fallen, ich ziehe Euch mit mir hinunter", sagte sie.

Seine keuchende Brust erlaubte ihm ein einziges Wort:

„Nein!"

Aber dieses einzige Wort wog mehr als tausend Ja- und Liebesworte.

Und jetzt that er, auf die Gefahr hin, sich rückwärts zu überschlagen, mit dem Aufwande aller seiner Kräfte einen raschen und heftigen Ruck, und es gelang ihm, das junge Mädchen mit dem halben Leibe über den Rand der Felswand zu bringen.

Unter ähnlichen Umständen ist nichts weniger am Orte als plastische Stellungen. Das Mädchen warf sich daher sogleich vorn über, klammerte sich mit den Händen an, und während es ihr gelang, den einen Fuß auf den Felsen zu bringen, faßte der immer noch knieende Scherflein mit einer Hand ihren andern Fuß und mit der andern ihren Gürtel, kräftig ziehend und hebend, und einige Augenblicke später war sie in Sicherheit.

Sie setzte sich auf eine der Stufen, und während Scherflein sich aufrichtete und aufathmend dastand, barg sie das Gesicht in ihren Händen.

Wer kann wissen, was in ihrem Innern vorging?

Scherflein aber stieg auf das Plateau und spähte

nach Kohlweg und dem Manne, welchen jener muthmaßlich verfolgte.

Es war keine lebende Seele zu erblicken.

Der auf der andern Seite breitere und weniger steil abwärts führende Felsenweg verlief, wie das dort häufig der Fall, in einen ziemlich flachen und kahlen Bergabhang, und dann begann ein Gehölz. Dort mußten sich die beiden Gesuchten befinden, und sie mußten tüchtig geritten sein, um es in dieser kurzen Zeit zu erreichen.

Was jetzt thun?

Während er noch überlegte, stieg seine Gerettete ebenfalls auf das Plateau und sah ihn mit ihren dunklen Augen eigenthümlich an.

„Weder Gott noch Euch", sagte sie dann, „vermag ich jetzt zu danken. Ich werde es später thun. Nein! Merkt wohl, daß ich dieses Euer Nein nimmermehr vergessen werde. Hunderte hätten mich fallen lassen, um sich zu retten, Ihr nicht, Ihr nicht!"

„Wie wäre es möglich gewesen, Euch armes Mädchen auf solche Weise sterben zu lassen?" versetzte der junge Mann.

„Ja", sagte sie ernst und wie zu sich selbst, „ja, das ist es eben!"

Es liegt in der Frauennatur, schwärmerisch dankbar

zu sein für solche und ähnliche Dienste, und wenn diese Schwärmerei hier und da im Laufe der Zeiten einigermaßen defect wird, so muß das natürlicherweise auch in der Frauennatur liegen.

Was die Mannsleute betrifft, so haben wir Individuen getroffen, welche weder im ersten Drange der Leidenschaft noch später, bei kälterem Blute, an Schwärmerei und Dankbarkeit laborirten.

Kehren wir aber nach dieser höchst unnützen Abschweifung zu unsern jungen Leuten zurück und hören wir die Berathung an, welche sie pflogen.

Sie erzählte ihm mit flüchtigen Worten, wie das Alles gekommen war, und da der liebe und erfahrene Leser längst errathen hat, daß das junge Mädchen Niemand anders als Inez und ihr Verfolger Agacio war, so müssen wir ihre Erzählung noch kürzer fassen.

Wie wir wissen, war der Sennor Castillo mit Inez und Pedrillo vor Agacio und dessen Leuten geflohen. Es gelang ihnen auch wirklich, jenen zu entkommen und sich zu verbergen, und als sie sich sicher glaubten, schlugen sie den Weg nach Mendoza ein.

Agacio aber fand ihre Spur und legte sich in einen Hinterhalt, von welchem aus er die Sorglosen überfiel. Sie flohen vor der Uebermacht, aber unfern vom paso de las animas wurden sie eingeholt.

Castillo wurde mit dem Lasso vom Pferde gerissen, und während Pedrillo seinem Herrn zu Hülfe zu kommen suchte, verfolgte Agacio die fliehende Inez und holte sie auf dem Plateau ein.

„Er hatte", schloß Inez, „den Zügel meines Pferdes gefaßt, und ob der Messerstoß, den er führte, mir oder meinem Pferde galt, weiß ich wirklich nicht; aber er traf das letztere, und jedenfalls wäre ich in seine Gewalt gefallen, wärt Ihr nicht zu rechter Zeit erschienen. Das zum Tode getroffene Thier stürzte, wie Ihr wißt, in den Abgrund, Agacio aber floh, da er mit mit Euch beiden der Kampf nicht aufnehmen wollte."

Ermüdet von der kurz vorher bestandenen Anstrengung, hatten sich beide auf dem ziemlich geräumigen Plateau niedergelassen, und Scherflein, der während Inez' Erzählung fortwährend umhergespäht hatte, sagte:

„Was aber jetzt beginnen? Sprecht, ich bin ganz zu Euren Diensten. Soll ich mit Euch der Spur der Verschwundenen folgen, oder soll ich Euch vor allem in Sicherheit bringen und dann meinen Freund und die Eurigen aufsuchen?"

Inez sann einige Augenblicke nach, dann sagte sie:

„Haltet mich nicht für eine schlechte Tochter, aber ich glaube, daß es besser sein wird, wenn wir jetzt

sogleich jenen nicht folgen. Agacio suchte vorzugsweise meiner habhaft zu werden. Jetzt aber hält er mich für todt. Es fragt sich deshalb, ob er meinen Vater ferner verfolgt; erfährt er aber, daß ich noch am Leben, so wird er seine Anstrengungen verdoppeln. Durch Euren muthigen Freund hat mein Vater und Pedrillo eine bedeutende Verstärkung erhalten, und ich zweifle kaum, daß sie unserer Feinde Herr werden. Ferner aber sind alle zusammen unbedingt jetzt schon weit entfernt, denn meine Landsleute pflegen Dinge wie Kampf, Verfolgung oder Flucht nur selten ohne Lärm und Geschrei abzumachen. Da man aber weder etwas von ihnen sieht, noch ebenso wenig hört, so steht es sehr in Frage, ob es gelingen würde, sie einzuholen.

Sie schwieg einige Augenblicke und dann setzte sie hinzu:

„Vollendet daher Eure edelmüthige Handlung und bringt mich zu Euren Aeltern, Freunden oder Bekannten, um mich vorläufig dort zu verbergen."

„Ich habe keine Aeltern, keine Freunde und Bekannten", versetzte Scherflein schmerzlich lächelnd, „aber wir wollen suchen weiter abwärts zu kommen, bei armen Leuten im Gebirge findet sich, bis auf bessere Zeiten, wohl eine Unterkunft für Euch."

„Ihr seid also auch verlassen wie ich", erwiderte Inez; „aber es sei, wie Ihr sagtet. Gehen wir."

Scherflein sprang auf und trat an den Rand des Plateaus, den mit Stufen versehenen Abhang überblickend, welchen er heraufgekommen war.

Oben war er freilich, ja er hatte sich auf der Straße selbst schon wacker herumgetummelt. Aber das Hinabkommen erschien ihm in diesem Augenblick noch bedeutend schwieriger als das Hinaufkommen.

Wie zum Teufel kommen die Leute da hinunter?" sagte er zu sich selbst. „Führt man das Pferd, so riskirt man, von demselben getreten oder hinabgeworfen zu werden, und hinunterzureiten ist doch rein unmöglich."

„Sitzt auf", sagte, seine Gedanken unterbrechend, Inez, „wir wollen ausführen, was wir beschlossen haben."

„Man pflegt also hier zu Lande ähnliche Pfade auf- und abwärts zu reiten! Verdammter Gebrauch!" Aber er schämte sich, vor dem jungen Mädchen seine Bedenken zu äußern, und stieg zu Pferde, indem er beschloß, wäre er glücklich unten, sein Pferd stehen zu lassen, wieder aufwärts zu klimmen und Inez hinunter zu geleiten.

Diese aber setzte ihren Fuß auf den im Bügel stehenden seinigen, legte die Hand auf die Croupe des Pferdes und schwang sich rasch hinter ihm auf dasselbe.

„Allmächtiger Gott", sagte Scherflein halblaut und unwillkürlich in deutscher Sprache, „gar zu Zweien!"

Inez faßte ihn, um sich fest zu halten, mit einer Hand um den Leib und sagte lächelnd in gebrochenem, aber verständlichem Deutsch:

„Habt keine Sorge. Laßt dem Pferde die Zügel, und dann vorwärts!"

Und als das Pferd die Richtung erhalten hatte, kletterte es in der That wie eine Ziege abwärts. Etwa auf halbem Wege sagte Inez wieder in deutscher Sprache:

„Nicht wahr, Ihr wundert Euch, mich auf einmal Eure Muttersprache sprechen zu hören?"

„Ja", versetzt Scherflein, „ich wundere mich darüber, mehr noch aber wundere ich mich, daß wir beide nicht schon den Hals gebrochen haben, und am allermeisten wird es mich wundern, wenn das nicht in den nächsten Augenblicken geschieht."

Indessen geschah das nicht. Beide, Inez stets noch hinter ihrem Beschützer sitzend, ritten kurze Zeit darauf auf ganz erträglichem Wege unterhalb des Paso dahin, und jetzt erklärte sie ihm, wie sie zu der Kenntniß der deutschen Sprache gekommen.

Ihre Mutter war eine Deutsche, aber sie hatte dieselbe schon in früher Jugend verloren. Ein Bruder ihrer

Mutter gab sich die möglichste Mühe, die Kleine seine Muttersprache zu lehren, diese Sprache, welche, wie sie sagte, so viele Vokale habe als das schöne Spanisch und welche man dennoch so wenig zu hören bekomme, da sie mit Ausnahme der Deutschen kein Mensch spreche, wenn ihn nicht die höchste Noth dazu treibe.

„Jetzt aber", setzte sie hinzu, „jetzt segne ich den guten Oheim, der auch schon längst gestorben, daß er mich die Sprache lehrte, welche die Muttersprache meines Erretters ist."

Sie gaben sich nun Mühe, die Spur der Hirten zu finden, welche Scherflein und seinem Freund am Morgen den Weg gezeigt hatten, weil Scherflein hoffte, durch dieselben eine Wohnung von Landleuten zu erkunden, in welcher Inez vorläufig untergebracht werden könnte. Aber diese Hirten waren nirgends mehr zu finden.

Keine Spur des Rauchs, der vor nicht langer Zeit noch die beiden Freunde zu denselben geführt hatte, war mehr zu erblicken, und es stand zu vermuthen, daß die Männer ihr Feuer gelöscht und weiter gezogen waren, um ihrem Geschäfte nachzugehen.

Scherflein und Inez machten also endlich Halt und hielten ihre gleichzeitige Mittags- und Abendmahlzeit von dem Vorrathe, welchen Scherflein mit sich führte,

mit so gutem Apetite, wie es eben junge Leute, Männlein und Weiblein, thun, welche den ganzen Tag gefastet und nebenher noch allerlei Fährlichkeiten überstanden haben.

Unwillkürlich warf der junge Mann einen Blick nach der sinkenden Sonne und ebenso unbewußt einen zweiten auf seine Begleiterin, der dieser auffallen mußte, denn sie erwiderte denselben und sagte fragend:

„Nun?“

„Es scheint, es wird bald Abend werden!“

„Das ist schon lange so gebräuchlich“, versetzte Inez lächelnd, „aber was weiter?“

„Hm, ich fürchte, wir finden heute weder die Hirten noch ein Haus.“

„Ich bin überzeugt, daß wir keins mehr finden, aber das ist kein besonderes Unglück, wir übernachten eben im Freien.“

„Ah, Ihr wollt das also thun“, sagte Scherflein, der einer großen [Sorge ledig geworden zu sein schien.

„Ave Maria purissima“, rief Inez, „wenn wir kein Haus haben, müssen wir wohl unter freiem Himmel schlafen. Aber“, setzte sie ernster hinzu, „Ihr glaubt gewiß, ich fürchte mich vor Euch? Merkt wohl, ich habe zwei

Wächter, welche mich beschützen. Der eine dieser Wächter bin ich selbst, der andere seid Ihr und Eure Rechtlichkeit. Laßt uns gleich hier unser Lager aufschlagen und es uns so gemüthlich einrichten als möglich, da wir noch Zeit vor uns haben."

Sie thaten also, und da wir die Tugend und die Rechtlichkeit als ihre Wächter kennen, so können wir unbesorgt sein und sie ruhig schlummern lassen nach des Tages Mühen.

Zwei Tage später finden wir unsere beiden Schützlinge noch immer im Gebirge.

Die Hirten und die Häuser schienen verschwunden aus den Bergen, desgleichen die zur Stadt sich begebenden Landleute, aber freilich hatte das so ziemlich seinen Grund darin, daß die zwei Kinder — und ein alter Mann hat wohl das Recht, die Beiden so zu nennen — ohne sich darüber besprochen zu haben, sich wenig beeilten, abwärts zu kommen zu den Menschen.

Sie zogen hübschen Punkten im Gebirge nach, reizenden Fernsichten über das Flachland, und schlugen dabei die Wege ein, welche, freilich nach chilenischen Begriffen, vorzüglich und die besten waren.

Was konnten sie dafür, daß diese Wege eben nicht zu Thale führten?

Für Leib und Leben war vorläufig gesorgt, denn Scherflein schoß mancherlei Vogelwild, und während Inez seine Geschicklichkeit im Schießen anstaunte, da ein guter Schütze eine große Seltenheit in Chile, bewunderte er ihre Kochkunst. So zogen sie sorglos und heiter plaudernd durch Schluchten und über Berge.

„Hat Euer Vaterland auch so mächtige Berge wie das meine?" fragte Inez eines Abends, als sie ruhend nach der scheidenden Sonne blickten.

„Jedes Land hat seine eigenen Gaben", versetzte Scherflein, „und sind auch unsere Berge nicht so hoch, so haben wir dafür wieder andere Dinge."

„Das Beste steckt in Euch Deutschen selbst", sagte Inez, „das weiß ich wohl. Ihr seid zum Beispiel alle vortreffliche Sänger —"

Scherflein lächelte.

„Ihr seid alle redlich und doch klug dabei."

Da Scherflein nicht widersprechen wollte, so verbeugte er sich schweigend.

„Und ferner seid Ihr alle treffliche Gelehrte. Ihr könnt Bücher schreiben, prächtige Gedichte machen und herrliche Märchen erzählen. Ich weiß das von meinem Oheim. Erzählt mir einmal ein Märchen!"

„Ich will zugeben", sagte der junge Mann, „daß ich redlich bin, aber ich kann nicht singen, ich kann keine

Bücher schreiben, und die Gedichte, die ich gemacht habe, taugen, wie ich fürchte, verzweifelt wenig. Auch Märchen kann ich keine erfinden. Aber ich will Euch eins erzählen, was mir einmal ein alter Berg anvertraut hat."

„Erzählt!"

„Es war einmal ein Berg und eine Schlucht, und da sie immer beisammen waren, so verliebten sie sich in einander. Man sagt, daß das häufig vorkommen soll, und der Berg und die Schlucht beschlossen sich zu heirathen.

Aber die andern Berge und Schluchten, die Bäume, die Felsen und Waldströme wollten das nicht leiden.

„Wir sind vom Himmel für einander bestimmt", sagten der Berg und die Schlucht.

„Bewahre", riefen die andern, „denn es heißt: Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber die Menschen!"

„Das ist ja lächerlich", entgegneten der Berg und die Schlucht, „denn eben Berg und Thal sind ja immer beisammen." Und dann heiratheten sie sich ohne weitere Umstände."

„Das ist recht", rief Inez, „und es freut mich, daß sie sich dennoch gekriegt haben. Aber wie ging es weiter?"

„Gut ging's eine Zeit lang", sagte Scherflein, „aber

dann kamen Wolken gezogen, die bisweilen länger an dem Gipfel des Berges verweilten, als das der Schlucht lieb war, und sie wurde eifersüchtig auf dieselben.

„Liebes Kind“, sagte der Berg, „die Wolken sind ja nur vorübergehende Gebilde, sie kommen und gehen. Wie kannst Du glauben —“

Aber die Schlucht gab sich nicht zufrieden, sie glaube, sagte sie, was sie sehe, und als jetzt plötzlich Schnee fiel, ward sie auf den Schnee erst recht eifersüchtig.

Der Berg vertheidigte sich, es gab Thränen, trübes Wetter und Regen, und der Berg war endlich selbst froh, als da der Schnee schmolz.

Aber der geschmolzene Schnee wurde zu einem Bergstrome, der durch die Schlucht floß, und nun wurde der Berg eifersüchtig.

„Was hat der da unten mit Dir zu schwatzen und zu kosen!“ rief er zornig. „Ich höre, wie er mit Dir plaudert und Deine Wände streichelt mit seinen verrätherischen Wellen! Was soll das bedeuten? Und ich glaube, auch noch andere Quellen und Bäche kommen zu Dir da unten. Das habe ich früher gar nicht gemerkt.“

Die Schlucht wurde schnippisch.

„Es ist ja das Wasser von Deinem lieben Schnee“,

sagte sie, „und wenn Quellen zu mir kommen, so schicken sie mir Deine Freundinnen, die Wolken. Das sollst Du bedenken!“

Da gab es Geschichten! Und der Berg ward sehr zornig und spie Feuer und Flammen, es entstand ein mächtiges Erdbeben, die Schlucht wurde vom Berge gerissen, und das Meer trat zwischen beide.

Nun sitzt der Berg einsam und allein, zwischen Laven und Bimstein, im fernen Lande, hat nicht Schnee und nicht Wolken, und was ihn am meisten verdrießt, ist, daß er glaubt, seine Schlucht kose drüben fortwährend mit Bächen und Strömen.“

Inez sah den Erzähler mit leicht gefalteter Stirn an.

„Seid Ihr der Berg, und ist Eure Schlucht drüben über dem Meere?“

„Auf Ehre nicht“, erwiderte Scherflein lachend, „mir ist es nicht begegnet. Ist's aber einem Andern also ergangen, so kann ich nicht dafür.“

„Sagt nein“, rief das junge Mädchen, „und seht mich an, wie dort, Ihr wißt schon wo.“

„Nein!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Jetzt glaube ich Euch!“

Es war dunkel geworden während der Erzählung

des einfältigen Märchens, und die beiden jungen Leute saßen noch plaudernd bei den glimmenden Resten ihres Feuers.

Die Mondessichel, auftauchend über den höchsten Kronen der riesigen Bergeskönigin, warf wunderbare Streiflichter in die Schluchten und Thäler, ihre Formen umgestaltend, verändernd.

Unten lag das Flachland von Chile im Halbdunkel. Hier und da blitzte das Wasser eines Flusses, eines Teiches auf, getroffen von den ersten Strahlen des Mondes, und die fernen Berge der Küsten-Cordillera begannen sich mit einem leichten Silbersaume zu schmücken.

Ueber ihnen stand die Ewigkeit, die Unendlichkeit, geschrieben mit Sternenschrift.

„Jetzt, liebe Inez, erzählt auch Ihr mir ein Märchen", sagte Scherflein.

„Wie kann ich das? Ich weiß nicht die Worte zu setzen. Ich höre nicht, was die Berge und Schluchten sprechen, ich verstehe die Sprache der Bäume nicht und kenne kein einziges Märchen."

„In jedes Menschen Brust wohnen Märchen", versetzte Scherflein; „bald süße, die später zerrinnen und zu bitterer Wahrheit werden, bald düstere, die mit der Zeit sich lichten."

In diesem Augenblick zog unter ihnen eine Stern-

schnuppe über das Flachland von Chile, dasselbe etwa drei bis vier Sekunden lang mit einem schwachen bläulichen Schimmer erhellend.*)

„Was ist das?" fragte Scherflein.

„Una estrella vaga, ein irrender Stern!"

„Warum irrt dieser Stern?"

„Es ist die Seele eines Engels, der gefehlt hat und den Gott auf die Erde schickt, um zu büßen."

„Hm", sagte Scherflein, „da müssen viele Engel unartig sein. Ein deutscher Professor hat berechnet, daß durchschnittlich zwölf Meteore täglich auf die Erde niederfallen."

„Ich weiß nicht, was ein Meteor ist", erwiderte Inez, „aber wir armen Menschen können die Sterne nicht zählen und nicht die Engel im Himmel des Herrn."

Noch war das zweifelhafte Licht der Mondessichel nicht Herr geworden über die leuchtende Pyramide des Zodiakallichtes, welche, der gesunkenen Sonne folgend, zum Zenith strebte.

---

*) Meyen, ich selbst und Andere haben von der Cordillera aus unter sich Meteore hinziehen sehen, ziemlich meßbar, so wie hier, mit sechs Meilen Geschwindigkeit für die Stunde. Auch das Zodiakallicht tritt dort mit wunderbarer Klarheit auf und mit merkwürdigen Nebenerscheinungen.

„Wie nennt man das?“ fragte Scherflein wieder, auf die Erscheinung deutend.

„Es hat keinen Namen, aber es sind die Engel, welche ihre Fehler abgebüßt haben und gereinigt wieder aufwärts steigen zur himmlischen Herrlichkeit.“

Scherflein nickte zustimmend. Zu sich selbst aber sagte er:

„Es klappt so ziemlich. Wieder Meteore. Man hat das Zodiakallicht für einen kreisenden Ring derselben gehalten. Diese Uebereinstimmung ist eigentlich merkwürdig.“

Beide saßen eine Zeit lang schweigend und blickten hinaus in die wundervolle Nacht. Dann sagte Scherflein:

„Sagt mir, Inez, was ist der Donner in den Wolken, den Ihr im Lande unten freilich nicht hört, der aber hier oben in den Bergen wohl vernommen wird?“

„Er ist die grollende Stimme Gottes, der also spricht, wenn er zürnt.“

„Und der Donner in den Tiefen, der gehört wird, wenn die alte Mutter Erde erzittert?“

„Das ist die Stimme Lucifer's, dem Gott erlaubt hat, die Menschen zu schrecken, weil sie sündigten.“

Er fragte nicht weiter, als aber später Inez, in ihre Decken gehüllt, entschlafen war, blickte er

sinnend auf die Ruhende und sagte dann zu sich selbst:

„Sie versteht nicht die Sprache der Berge und Schluchten und kann keine Märchen erzählen, und doch hat sie da eine ganz artige Menge vortrefflicher Märchen erzählt. Aber was hilft es, wenn ich Ihr sage, daß sie Unrecht hat? Soll ich den kindlichen Glauben durch Theorien verdrängen, die, wenngleich jetzt wahrscheinlich, doch später vielleicht auch zu Märchen werden? Das ist zu bedenken!"

Eigentlich reisten unsere beiden jungen Leute nicht zu Zweien, sondern zu Vieren, indem, wie wir wissen, die Redlichkeit und die Tugend ihnen Gesellschaft leisteten.

Es war aber wohl kaum zu verwundern, daß eine fünfte Begleiterin sich zu ihnen gesellte, welche wohl schon auf dem paso de las animas zu ihnen getreten war, jetzt aber anfing allerlei uralte Rechte allmälig geltend machen zu wollen.

Die trotz ihres Märchenglaubens doch höchst verständige Inez verscheuchte sie nicht, diese fünfte Reisegenossin, welche selbstverständlich Niemand anders als die Liebe war, aber sie begann sie zu fürchten und sie sagte daher am nächsten Morgen nach der Märchennacht:

„Mein Freund und Erretter, es ist wundervoll hier im Gebirge, und noch wundervoller waren die Tage, welche ich hier mit Euch verlebte. Nie werde ich sie vergessen. Aber Alles muß auf Erden ein Ende haben. Abgesehen davon, daß wir hier plötzlich einmal vom Schnee überrascht werden könnten, in welchem Falle wir wohl jämmerlich zu Grunde gehen müßten, und daß unsere Vorräthe auf die Neige gehen, gibt es auch noch verschiedene Dinge, welche das Ende unserer romantischen Reise herbeiführen müssen. Wir fühlen das wohl beide und Andere (die lieben Leser zum Beispiel) wären wohl auch unserer Meinung. Laßt uns daher jetzt ernstlich irgend eine bewohnte Hütte suchen. Ich trage Geld und Geldeswerth bei mir, Jedermann nimmt mich auf, und Ihr geht dann mit Gott und sucht Euren Freund und meinen Vater. Das wäre vielleicht einige Tage früher wohl auch schon am Orte gewesen, doch ist's immer noch nicht zu spät. Steigen wir deshalb abwärts."

Scherflein wußte auf diese lange und merkwürdig verständige Rede seiner Freundin kaum etwas zu erwidern.

Sein so beliebtes Nein hätte hier kaum besondere Anerkennung gefunden, er stimmte also traurig bei, und man zog niederwärts, wobei Inez häufig allein

im Sattel saß und ihr Begleiter nebenher oder voraus ging, um das Pferd nicht allzu sehr zu ermüden.

War es, um ihren Freund für seine Willfährigkeit zu belohnen, war es das Gefühl der nahen Trennung, genug, Inez sprach herzliche und liebevolle Worte zu ihm, welche er in ähnlicher Weise erwiderte, und da die Art und Weise, sich gegenseitig seine Liebe zu gestehen, eine so vielfache ist, als es Blumen und Blüten auf der Welt gibt, so waren sie, als der Abend nicht mehr fern war, mit diesem schwierigen Geschäfte zu Ende, ohne ein Wort von Liebe gesprochen, gekniet, geweint, geschworen, ja selbst ohne geküßt zu haben.

Sie im Sattel, er nebenher gehend, beide aber vielleicht im Herzen heiterer als in den vorhergehenden Tagen.

Das Zusammensein wurde ihnen verbittert durch die in Aussicht stehende Trennung, jetzt erschien beiden diese Trennung als der beste Weg zu baldiger Wiedereinigung.

„Wir brauchen heute nicht mehr im Freien zu schlafen", sagte, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, Scherflein, der einige Schritte vorangegangen war; „dort sehe ich Feuer, ein Haus und Menschen, und das ist Alles, was wir vorläufig bedürfen."

Echt, aufrichtig und uneigennützig ist in Chile die

Gastfreundschaft. Es versteht sich ganz von selbst, daß der des Abends erscheinende Fremde so herzlich aufgenommen wird, wie anderwärts ein alter, langjähriger Freund, und wir selbst haben oft gefunden, daß sich die Leute wirklich glücklich fühlten, wenn wir in ihren schlichten Häusern Einkehr nahmen, aus Christenpflicht, aus angeborener Gutmüthigkeit und endlich auch — nun, aus Neugierde, zu hören, wie es draußen in der Welt zugeht.

Infolge dessen finden wir Inez und Scherflein bald darauf an einer Feuerstelle vor der Hütte einer aus vier Personen bestehenden Familie, dem Manne, der Frau, deren Tochter und einer dritten Frau, welche man die Schwägerin nannte. Inez erzählte den Leuten von ihrer Geschichte so viel, als sie für nöthig hielt; sie sagte ihnen, ohne Agacio zu erwähnen, daß sie durch einen räuberischen Ueberfall von ihrem Vater getrennt worden sei, und als sie sich nach den Wegen erkundigte, erfuhr sie, daß die Straße nach Mendoza höchstens eine halbe Stunde weit entfernt am Hause vorüberführe.

Unwillkürlich blickte sie bei diesen Worten nach Scherflein, und dieser sagte in deutscher Sprache:

„Laßt uns noch überlegen, ob Ihr hier eine Zufluchtsstätte suchen wollt. Wir wissen nicht, wie es mit Agacio und den Unserigen steht, und hat dieser Schurke

den Plan nicht aufgegeben, Euch zu verfolgen, so sucht er Euch hier in der Umgegend."

Wohin sonst?" entgegnete Inez.

„Zieht nach unserem verlassenen Hause. Es liegt weiter ab von Eurem Besitzthum, Agacio hat keine Ahnung von demselben, und solange wir dort hausten, sahen wir kaum drei Menschen vorüberziehen. Ist aber mein Freund noch bei Eurem Vater und Pedrillo, und haben sie sich frei gemacht von ihren Feinden, so suchen sie uns zuverlässig dort am ersten."

Inez erröthete.

Wer der Frauen Herz genauer kennt als ein alter, einsiedlerischer, einäugiger Chemiker, mag entscheiden, ob das „uns" ihr das Blut in die Wangen trieb, oder der Gedanke, im Hause ihres Freundes Sicherheit zu finden. Scherflein, der das Erste vermuthete, sagte rasch:

„Halt, so meine ich es nicht. Ich führe Euch an Ort und Stelle und gehe zur Stunde, meinen Freund zu suchen. Ihr aber gewinnt das junge Mädchen oder die Aeltere, welche sie Schwägerin oder Beata nennen, damit die Euch begleite und dort bei Euch wohne."

„Es sei so, und ich gewinne die Alte", versetzte Inez.

Unschwer wurde noch an demselben Abende das Geschäft abgeschlossen.

Dem bittern Gefühle, sich von einer Schwägerin zu trennen, sind nicht selten auch wieder allerlei Süßigkeiten beigemengt, und so waren der Einwendungen nur wenige, als Beata versprach, am andern Morgen reisefertig zu sein.

Als am andern Morgen Inez und ihr Freund vor die Thür der Hütte traten, faßte die erstere ihn plötzlich am Arme.

„Seht dorthin!"

Die Gegend der Cordillera, in welcher sie gestern noch streiften, war mit Schnee bedeckt.

„Gott hat uns wunderbar gerettet", rief das junge Mädchen.

„Und nächst Gott Du, liebe, theure Inez!"

Er umfaßte sie, sie sank, wie man es nennt, in seine Arme, und zuverlässig bei höchst passender Gelegenheit wurde der Verlobungskuß getauscht. Endlich!

Beata aber, welche im Hause ihr Bündel schnürte, sagte zu ihren Anverwandten:

„Entweder sind sie ganz kurz erst verheirathet, oder es sind noch Liebesleute. Ich kenne das."

Inez hatte von den Leuten in der Hütte ein Pferd gekauft, die Schwägerin hatte ihr eigenes, und so erreichten sie jetzt ziemlich schnell den Ort ihrer Bestimmung.

Sie fanden den Zettel, der das Eigenthum der beiden

Freunde sichern sollte, noch an der Thür, und Scherflein sagte kopfschüttelnd:

„Wer hätte gedacht, daß ich so hierher zurückkehren sollte!"

Inez lachte über die Fragmente der Junggesellenwirthschaft, welche sie fand, als aber Scherflein, seinem Versprechen gemäß, in kurzer Zeit abermals reisefertig vor ihr stand, sagte sie, indem sie ihn weinend umarmte:

„Komme bald wieder, bleibe nicht zu lange aus!"

„Nein!" sagte Scherflein. Als er aber Inez und sein Haus nicht mehr sehen konnte, hielt er an und fragte sich:

„Wohin?"

Nun, wir können auf Ehre versichern, daß wir vorläufig das so wenig wissen als der wackere Scherflein selbst.

Sechstes Kapitel.

Der Sennor Castillo setzt seine Reise in das Gebirge fort.

Wir wissen, daß, als Scherflein mit Inez auf dem Plateau des verhängnißvollen paso de las animas angekommen war, Kohlweg sowohl als Agacio verschwunden waren.

Der Grund dieses Verschwindens aber war der folgende:

Nachdem Agacio das Pferd der Inez tödtlich verwundet und dieses sich losgerissen hatte und im Todeskampfe sich hoch aufbäumte, sah er eben noch, wie es in den Abgrund stürzte und die herabgeglittene Inez ebenfalls hinunterschleuderte.

Daß sie sich am Rande des Felsens anklammerte, bemerkte er nicht, denn die heranstürmenden jungen

Deutschen und der Drohruf Kohlweg's schreckten ihn und nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Plötzlich waren ihm Feinde entgegengetreten, welche die von ihm Verfolgten in Schutz nahmen, und obgleich er blos zwei sah, so konnte er doch nicht wissen, ob weiter unten sich noch mehrere befänden.

Im Uebrigen waren ihm auch schon diese zwei genug, und mit der den Chilenen eigenthümlichen Gewandtheit wendete er blitzschnell sein Pferd, jagte auf dem nicht sehr steilen jenseitigen Abhange abwärts und suchte vor allem seine Leute zu erreichen, von denen zwei beschäftigt waren, den mit dem Lasso gefangenen Sennor Castillo zu knebeln, während die beiden andern Pedrillo unschädlich zu machen suchten.

So leicht aber ging dies nicht.

Pedrillo war ein höchst gewandter Reiter und wußte geschickt ihren Lassowürfen auszuweichen, was, nebenbei gesagt, auch leichter ist, wenn man sich seinem Feinde gegenüber befindet, als wenn man fliehend von demselben verfolgt wird. Dabei gebrauchte er die Taktik, daß er sich den Anschein gab, einem oder dem andern seiner Gegner plötzlich auf den Leib zu rücken und denselben mit seinem langen Messer zu bedrohen, vor welchem diese nicht unbedeutenden Respekt zu haben schienen.

Da aber ein verfehlter Moment ihn ohne Zweifel in ihre Gewalt gebracht hätte und außerdem jeden Augenblick zu befürchten stand, daß die beiden mit Castillo Beschäftigten die Zahl seiner Gegner vermehren würden, so war seine Lage jedenfalls eine höchst schlimme, wenn nicht verzweifelte.

Jetzt erschien aber Agacio, verfolgt von Kohlweg, und da er nicht wußte, ob einer oder mehrere auf seiner Ferse waren, und da er überhaupt einmal im Ausreißen und durch den vermeinten Tod der Inez und das plötzliche Erscheinen der beiden Deutschen erschreckt war, so fiel es ihm nicht ein, Stand zu halten, sondern er jagte an seinen Leuten vorüber und warf sich in das Gehölz.

Ohne Zweifel rettete das Pedrillo. Die Furcht steckt an, und seine beiden Feinde ließen sofort ab von ihm und folgten schleunigst ihrem Anführer.

Einige Augenblicke später befanden sich Pedrillo und Kohlweg allein auf dem Kampfplatze, und da Pedrillo nicht zweifeln durfte, daß er in dem Unbekannten einen Freund und Helfer gefunden habe, so näherte er sich Kohlweg.

„Ihr seid auf Seite des armen Mädchens“, sagte dieser, „welches der Schurke dort verfolgte?“

„Freilich“, versetzte Pedrillo, „und es wäre mir

wahrscheinlich schlimm gegangen, wärt Ihr nicht wie aus den Wolken gefallen zu meiner Hülfe erschienen. Aber wie steht es mit der Sennorita?"

Er schien unschlüssig, nach welcher Richtung hin er sich wenden sollte, aber Kohlweg setzte ihn jetzt kurz von dem Stand der Dinge in Kenntniß und schloß seinen Bericht mit den Worten:

„Entweder hat nun mein Freund das Mädchen heraufgezogen und bringt sie jetzt in Sicherheit, oder er ist mit ihr in den Abgrund gestürzt. Im ersten Falle ist er Mannes genug, für das erste weiter für sie zu sorgen, im zweiten aber ist der arme Kerl so wie so verloren, wir können ihm nicht helfen, und ich bin daher der Meinung, wir verfolgen sofort die Schufte, welche dieses Unheil angestiftet haben."

„Nein", rief Pedrillo, „wenn Ihr mir doch einmal helfen wollt, so gibt es vorher Nöthigeres zu thun. Was diesen Sennor Agacio betrifft, so werde ich ihn später finden. Er kann sich darauf verlassen. Jetzt wollen wir meinem Herrn zu Hülfe kommen."

Er wandte sein Pferd nach der Richtung hin, in welcher er Castillo wußte, und theilte, während Kohlweg ihm folgte, diesem die Sachlage mit.

„Ihr habt da ein Doppelgewehr am Sattel hängen", sagte er schließlich, „und da Ihr, wie ich an Eurem

Spanisch höre, ein Ausländer seid und also wohl gut treffen könnt, so schießt nur gleich die beiden Spitzbuben todt, welche den Sennor dort in ihren Klauen haben. Dann halten wir weiter Rath!"

„Wir wollen sehen, was zu machen ist", versetzte Kohlweg.

Als sie aber die Stelle erreicht hatten, an welcher der Sennor Castillo mit den beiden Leuten Agacio's zurückgeblieben war, war guter Rath theuer geworden. Der Sennor war fort und die beiden Andern ebenfalls.

Es war der Platz, an welchem vorhin Castillo mit dem Lasso gefangen worden war, an welchem Agacio Inez vom Pferde zu ziehen suchte, die sich indessen losriß und entfloh, und an welchem sich Pedrillo zuerst gegen die Beiden vertheidigte, welche bei Kohlweg's Näherung die Flucht ergriffen.

Aus diesem Grunde war der Boden so zertreten, daß man eine von demselben hinwegführende Hufspur kaum halbwegs deutlich erkennen konnte, und als Pedrillo abstieg und dennoch einen Versuch machte, dies zu thun, fand er, daß, soviel sich erkennen ließ, alle Huftritte nach der Stelle des Kampfplatzes führten, keine aber von demselben hinweg.

Zehn oder zwölf Schritte weiter entfernt begann

nach einer Seite hin steiniger Boden, auf welchem keine Fährte mehr zu erkennen war, und wieder etwas entfernter floß ein Waldbach, der dem Strome zueilte; auf dem weichern Boden aber, gegen den paso de las animas zu, war keine andere Spur als die von Agacio und Inez zu finden. Da das Land gegen diese Seite hin auch meist frei und ohne Buschwerk war, so konnte der Sennor nach dieser Richtung hin nicht fortgeführt worden sein.

Pedrillo warf sich auf den Boden nieder und hielt das Ohr an die Erde.

Kopfschüttelnd stand er endlich auf und sagte zu Kohlweg:

„Die größten Schurken im ganzen Lande hat dieser Agacio zu seinem Handstreiche zusammengefangen. Sie wissen ihre Spur so geschickt zu verbergen wie der pfiffigste Indianer, und obgleich sie höchstens vor zehn Minuten erst diesen Platz verlassen haben, so sieht und hört man doch nicht das Geringste mehr von ihnen und meinem armen Herrn."

„Was ist zu thun?" fragte Kohlweg. „Da ich mich einmal in die Sache eingelassen habe, so will ich sie auch weiter verfolgen und Euch nach Kräften nützlich sein, obgleich ich Euch erst einige Minuten lang kenne, einen Augenblick nur Eure Sennorita gesehen habe,

den verloren gegangenen Sennor aber gar nicht. Zudem ist es mir, nun ich doch von meinem Freunde getrennt bin, ziemlich einerlei, wohin mich das Schicksal verschlägt."

Pedrillo dankte lebhaft und dann sagte er:

„Ich denke, daß wir auf gut Glück die Spur meines armen Herrn und jene der beiden Spitzbuben aufsuchen müssen. Vielleicht stoßen wir weiter drin im Gehölze dennoch auf etwas, das uns Aufschluß gibt."

Kohlweg stimmte bei, und beide machten sich auf, ihr schwieriges Werk zu beginnen.

Sehen wir uns ebenfalls nach dem verschwundenen Sennor Castillo um, was uns bedeutend leichter fallen wird als jenen.

Castillo war durch einen geschickten Wurf mit dem Lasso um den Oberkörper und beide Arme gefangen worden, und während Agacio Inez vom Pferde zu ziehen suchte und sie, als dies nicht gelang, verfolgte, und Pedrillo durch seine beiden Gegner vom Kampfplatze getrieben wurde, zogen die beiden bei dem Sennor zurückgebliebenen Leute des Agacio ihren Gefangenen ziemlich unsanft vom Pferde, schnürten ihm die Hände und Arme mit seinem eigenen Lasso so fest zusammen, daß er blos den Gebrauch seiner Beine behielt, und hoben ihn dann wieder auf sein Pferd.

Darauf hielten sie eine kurze Besprechung und beschlossen, daß einer von ihnen bei dem Gefangenen zurückbleiben, der andere aber sich zu den Pedrillo Bekämpfenden begeben und helfen sollte, diesem den Garaus zu machen.

Im Begriffe aber, diesen Vorsatz auszuführen, bemerkten sie die uns bekannten Vorgänge auf dem Plateau des Paso und sahen gleich darauf Agacio in eiliger Flucht und verfolgt von Kohlweg rückwärts eilen.

„Carajo Manuel", sagte der eine von ihnen, welcher Ramon hieß, „da ist etwas nicht in Ordnung. Es muß nicht gut stehen, wenn Agacio also Fersengeld gibt. Laß uns vor allem den Sennor hier ein wenig beiseite bringen und das Weitere abwarten."

Rasch entschlossen ließ er bei diesen Worten sein und Castillo's Pferd rückwärts in das Gebüsch gehen, bedeutete seinen Kameraden, ein Gleiches zu thun, und nachdem sie den steinigen Boden erreicht hatten, sprengten sie, Castillo's Pferd mit sich ziehend, tiefer in das Holz und hierauf einen steilen Abhang hinunter, in das Bette des erwähnten Bergwassers, indem sie dem Sennor Castillo es überließen, sich nach besten Käften mit den Schenkeln zu helfen oder den Hals zu brechen.

Unten im Wasser hielten sie still und horchten.

Aber sie vernahmen keinen Laut, und endlich sagte Ramon:

„Wenn unsere Leute das Feld behauptet und uns nicht mehr an Ort und Stelle getroffen hätten, so würden sie rufen; da das jedoch geschehen ist, so zogen sie höchstwahrscheinlich den Kürzern, uns aber wird man deswegen jetzt nicht rufen, sondern man wird uns suchen. Machen wir uns also unsichtbar."

„Laßt mich frei", sagte Castillo, „und ich will Euch reichlich belohnen."

„Erlaubt", versetzte Ramon, „daß ich mich Eures Taschentuchs bediene. Später wollen wir sprechen."

Er zog bei diesen Worten das Taschentuch des Sennors aus dessen Tasche und verstopfte ihm den Mund, indem er sagte:

„Im Falle Ihr dennoch unnützen Lärm machen solltet, wäre ich genöthigt — Ihr begreift!"

Eine höchst verständliche Bewegung mit seinem Messer vervollständigte seine Worte, und da der Sennor Castillo weder die Hände rühren noch sprechen konnte, so begnügte er sich, mit dem Kopfe zu nicken.

Hierauf wendete Ramon die Pferde, und sie begaben sich in eine kleine Schlucht, welche den Lauf des Baches kreuzte, wie das häufig in jenen wilden Gebirgsgegenden vorkommt, und in welcher sie fast voll=

ständig sicher sein durften, nicht gesehen zu werden, nahmen ihre etwaigen Verfolger nicht denselben Weg, den sie eingeschlagen hatten.

Nicht lange nachher kam es ihnen vor, als hörten sie in nicht sehr weiter Entfernung den Tritt von Pferden, und es ist wahrscheinlich, daß dies die Pferde Kohlweg's und Pedrillo's waren; bald aber war wieder Alles still ringsum, und nun stieg Ramon ab, schärfte Manuel ganz besonders ein, an Ort und Stelle zu bleiben, bis er wiederkehren würde, und schlich sich vorsichtig aus der Schlucht, um Kundschaft einzuziehen.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kehrte er zurück, rief Manuel zu sich und beide beriethen sich, was, da an dem frühern Tummelplatze Niemand mehr zu treffen war, mit dem Sennor Castillo anzufangen sei.

„Zwei Männer waren oben an der Stelle, an welcher wir den Sennor fingen", sagte Ramon zu seinem Freunde. „Der eine war unbedingt der schuftige Pedrillo, der andere aber einer der Feinde, welche die Unserigen davonjagten. Ich sah es an den Hufspuren der Pferde und bin so ziemlich überzeugt, daß diese Beiden uns aufsuchen wollen. Da aber die einfältigen Menschen ihre Thiere anfänglich nicht, wie wir es thaten, rückwärts gehen ließen, so weiß ich, wohin sie

sich wendeten, und da es ohnehin in meinen Kram paßt, so wollen wir genau den entgegengesetzten Weg einschlagen."

Was übrigens Ramon mit seinem Freunde, über welchen er unbedingt ein bedeutendes geistiges Uebergewicht hatte, Näheres berieth, erfahren wir so ziemlich der Wahrheit gemäß aus den angenemen und höflichen Gesprächen, welche die Beiden mit dem Sennor während ihrer Weiterreise führten.

„Sennor", sagte Ramon, als sie wieder in die Schlucht zu Castillo getreten waren, indem er sich höflich gegen diesen verbeugte, „Sennor, wir haben Befehl von Agacio, im Falle wir von ihm getrennt werden sollten, Euch — entschuldigt! — die Kehle abzuschneiden."

Da Castillo, wie wir wissen, geknebelt war, so konnte er nicht sprechen; weil aber Ramon und seinem Begleiter so ziemlich Alles zuzutrauen war, so können wir es dem Sennor nicht verargen, daß er ein wenig die Farbe wechselte.

„Indessen", fuhr Ramon fort, „können wir es nicht über unser Gewissen bringen, den würdigen Don Pedro zu tödten, den alle Welt liebt und der es in seinem ganzen Leben, Agacio vielleicht ausgenommen, nie mit Jemand verdorben hat."

„Der Hund foppt mich noch", dachte Castillo; „ich weiß, worauf er anspielt."

„Wir haben daher beschlossen, Euch vorläufig in Sicherheit zu bringen", fuhr Ramon fort, aber Manuel unterbrach seinen Freund:

„Ja", sagte er, „wir heben Euer Gnaden auf für bessere Zeiten. Zum Umbringen ist es immer noch Zeit, und wer am meisten blecht, der soll Euch nachher haben, das heißt, Ihr selbst oder der Sennor Agacio, wenn er nämlich mit heiler Haut davongekommen ist, denn wir wissen nicht —"

„Schweige, Einfaltspinsel", rief Ramon, „und behandle den lieben Don Pedro höflicher."

Er näherte sich bei diesen Worten demselben und sagte:

„Da es Euer Gnaden vielleicht für längere Zeit beschwerlich fallen würde, mit verstopftem Munde und gebundenen Armen herumzureiten, so wollen wir Euch frei machen, das heißt, wir werden Euch nur mit einem Fuße an meinem Sattel befestigen und, im Falle Ihr unsere freundliche Absicht verkennen und einen Fluchtversuch machen solltet, Euer Gnaden ein wenig schleifen."

Ramon schwieg hier, und da der Sennor Castillo zustimmend nickte, so nahm er ihm das Tuch aus dem

Munde und band seine Arme los, während er dafür seinen rechten Fuß mit dem Lasso an seinem eigenen Sattel befestigte, doch so, daß einige Pferdelängen Spielraum blieb.

„Ist's Euch so recht?" fragte jetzt Ramon mit großer Höflichkeit.

„Ich bin in Eurer Gewalt", erwiderte Castillo, „und muß mich fügen und will es auch thun, denn abgesehen von Eurer Vorsichtsmaßregel mit dem Anbinden, wo sollte ich hin, entkäme ich Euch auch?"

„Welch ein lieber und verständiger Herr", sagte Ramon höflich lächelnd. „Ist es nicht eine Freude, mit einem solchen Caballero eine Reise zu machen?"

Indem steckte der Sennor, welcher nun seine Hände wieder gebrauchen konnte, sein Tuch, mit dem er bisher geknebelt gewesen, in die Tasche und machte fast zugleich mit der Hand die bekannte rasche und suchende Bewegung, welche man unwillkürlich vorzunehmen pflegt, wenn man plötzlich einen Gegenstand vermißt.

„Ah", sagte Ramon, „Euer Gnaden suchen gewiß Ihre Börse! Seid unbesorgt, lieber Sennor! Ich habe sie vorhin, als ich mich mit Eurer Erlaubniß Eures Taschentuchs bediente, mit heraus und in Verwahrung genommen. Um Alles in der Welt möchte ich

nicht, daß Euer Gnaden in unserer Gesellschaft irgendwie zu Schaden kämen, und es ist leider hier im Gebirge nicht so recht sicher!"

„Ja", versetzte Castillo ernsthaft, „das merke ich."

Manuel aber rief hastig:

„Du hast die Börse! Gib her, die Hälfte gehört mein."

„Nein", erwiderte Ramon, „die Börse gehört Niemand anders als dem Sennor, und es kommt einzig und allein auf ihn an, ob und wem von uns beiden er später einen Theil oder das Ganze verehren wird."

Unwillkürlich mußte Castillo lächeln und dachte, was früher auch schon Pedrillo ausgesprochen hatte, daß Agacio unbedingt die größten Spitzbuben im Lande angeworben habe.

Es hatten wirklich beide Recht, und auch die Leute haben Recht, welche sagen, daß der Verfasser der vorliegenden höchst merkwürdigen Geschichte ohne eine kleine Zuthat von Gaunerthum nun einmal nicht auskommen könne.

Und auch der Verfasser hat Recht. Mit lauter ehrlichen Leuten läßt sich keine anständige Geschichte schreiben.

Da man aber von einer großen Menge von Spitzbuben nicht sprechen darf, des Staatsanwaltes, des

Fenstereinwerfens und einer Menge anderer schöner Dinge wegen, so bleibt nichts übrig, als sich der paar vogelfreien Spitzbuben zu bedienen, deren sich Niemand annimmt, als vor Gericht ein mit allen Wassern gewaschener Vertheidiger.

Alle Welt hat also Recht, Pedrillo, Don Pedro, Don Ernesto und die Caballeros, welche dem letztern die Vorliebe für die vogelfreien Gauner in die Schuhe schieben, und da auf diese Weise Alles ein Herz und ein Sinn ist, so können wir uns getrost wieder nach unsern Reisenden umsehen, welche mittlerweile schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben werden.

Freilich ist es nicht besonders angenehm, nach Art der Maikäfer, das heißt mit einem Faden oder einem Lasso am Fuße, auf abscheulichen Wegen einer höchst zweifelhaften Zukunft entgegengeführt zu werden, allein da der Sennor Castillo kurz vorher mit verstopftem Munde und gebundenen Armen einer fast noch zweifelhaftern Zukunft entgegensah, so beruhigte er sich jetzt einigermaßen, da es nicht zu leugnen, daß sich seine Lage verbessert hatte.

Schwer aber lastete der Gedanke an das Schicksal seiner Tochter auf ihm.

Er hatte gesehen, daß, während man sich seiner bemächtigte, Agacio Inez vom Pferde zu ziehen suchte,

daß diese sich aber frei machte, die Flucht ergriff und von Agacio verfolgt wurde.

Auch die spätere Flucht Agacio's hatte er durch seine Begleiter erfahren, was dagegen aus Inez geworden, war ihm völlig unbekannt.

Er fragte Ramon, der, wie wir wissen, zurückgegangen war und Erkundigungen eingezogen hatte, und bat dringend, ihm die Wahrheit zu sagen, und dieser, sagte er auch eben nicht die Wahrheit, tröstete doch nach Kräften den bekümmerten Vater.

Er wisse, sagte er ihm, daß Agacio zurückgeschlagen sei, und zwar von einer überlegenen Anzahl von Freunden des Sennor Castillo. Auch das sei gewiß, daß die Sennorita Inez gerettet und in Sicherheit sei. Hingegen, setzte er geheimnißvoll hinzu, habe er gewichtige Gründe, zu fürchten, daß nichtsdestoweniger Agacio Mittel und Wege finden werde, die Verfolgung Castillo's energisch wieder aufzunehmen, und um dies zu verhüten, oder besser, um den Sennor nicht in Agacio's Hände fallen zu lassen, seien jetzt er und Manuel bemüht, ihn in Sicherheit zu bringen.

Für die kurze Zeit seiner Abwesenheit hatte Ramon freilich viele Nachrichten gesammelt, und wenn auch namentlich der Schluß seiner Mittheilung ein wenig stark unglaublich klang, so war es doch höchst wahr=

scheinlich, daß Inez in Sicherheit war, da es ebenfalls keinem Zweifel unterlag, daß Agacio geflohen.

Hingegen zerbrach sich Castillo den Kopf, wer die Freunde sein möchten, welche sich seiner so edelmüthig angenommen hatten.

Er kam damit nicht ins Reine, da er es mit den beiden sich gegenwärtig bekämpfenden Parteien verdorben hatte, und endlich fragte er Ramon, ob ihm dieser nicht Anhaltspunkte zu geben vermöge.

Sinnend und nachdenklich sah ihn dieser an, als prüfe er, ob dem Sennor die vollständige Wahrheit mitzutheilen sei, dann sagte er:

„Don Pedro, diese meine Brust birgt, ich schwöre es Euch, manches wichtige Geheimniß. Aber sagt mir, vertraut man einem Manne Geheimnisse an, der sie nicht zu bewahren weiß? Sicherlich nicht! Geduldet Euch also, vielleicht selbst nur noch kurze Zeit, und es wird Euch dann klar werden, daß Ihr keinen bessern Freund habt als mich."

„Und mich", sagte Manuel, „denn bei uns beiden geht Alles in Compagnie, Geld und was sonst abfällt. So ist es ausgemacht und so wird's gehalten."

„Natürlich", erwiderte Ramon, aber er kniff ein Auge zu und gab dem Sennor ein Zeichen, sich nicht an Manuel's Geschwätz zu kehren.

„Hört", sagte Castillo nach einiger Zeit, „ich zweifle nicht, daß Ihr es ehrlich mit mir meint. Ihr wißt und wart selbst Zeugen, wie schmählich ich aus meinem Eigenthum getrieben wurde. Einige Gerechtigkeit ist aber stets noch in unserm Vaterlande, und der Gewaltstreich dieses Agacio kann für die Länge nicht Bestand haben. Vertraut Euch meiner Führung an, statt mich wie einen Gefangenen hier herumzuschleppen. Wir wollen hinunter zu denen, die früher meine Freunde waren, ich werde mich ihnen jetzt fest und ohne Rückhalt anschließen, und wenn ich wieder in Besitz meines Eigenthums gekommen bin, werde ich Euch reichlich belohnen!"

„Das ist mein sehnlichster Wunsch", versetzte Ramon, „das heißt, daß Ihr wieder zu dem Eurigen kommt. Um aber diese unsere beiderseitigen Wünsche zu verwirklichen, ist es unabweisbar nöthig, daß Ihr Euch fürs erste meiner Führung anvertraut."

Er legte bei diesen Worten die Hand auf seine Brust, nahm mit der andern seinen Hut ab und verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen Castillo.

„Und darf ich wissen, wohin Ihr mich für das erste zu bringen gedenkt?" sagte dieser.

„Gott sei Dank", rief Ramon freudig, „Gott sei Dank, daß Euer Gnaden endlich diese Frage thun,

denn sie beweist mir, daß Ihr mir jetzt vollständig traut. Wohlan, so hört: Oben im Gebirge — wir werden morgen den Ort erreichen — wohnt der ehrwürdigste aller Greise, eine Art gottseliger Einsiedler und Klausner, aber bürgerlicher oder eigentlich weltlicher Natur. Dieses sein weltliches Wesen beschäftigt sich damit — ich weiß, daß Ihr mich nicht verrathen werdet — die in der Nähe seines Wohnorts gelegenen Bergwerke zu beaufsichtigen, aber sein erhabener Geist nährt sich von den romantischen Naturschönheiten, welche ihn umgeben, und während er unaufhörlich die Allmacht Gottes bewundert, vervollkommnet sich seine edle Seele mit jeder Minute mehr und mehr. Dieser Würdigste der Würdigen ist ein entfernter Vetter von mir und seinem Schutze will ich Euch übergeben. Ich bin überzeugt, daß Ihr, Don Pedro, mir ewig dankbar sein werdet."

„Es ist möglich", erwiderte Castillo, „aber unbegreiflich ist mir, warum ich nicht verrathen soll, daß dieser Greis ein Minenaufseher ist."

„Das ist eins von den Geheimnissen, welche meine Brust birgt, aber in der Nähe jenes Wundergreises wird Euch Alles klar werden. Im Gespräche mit dem Erhabenen fällt es wie Schuppen von unsern Augen."

Castillo seufzte innerlich, aber er gab keine Antwort.

Da die Wege, welche man einschlug, um zu der Klause des ehrwürdigen Vergalten zu gelangen, so ziemliche Aehnlichkeit mit jenen hatten, auf welchen wir bereits unsere deutschen Freunde begleiteten, so verzichten wir auf ihre Schilderung und bemerken blos, daß, als man an eine passende Stelle für das Nachtlager gekommen war, Halt gemacht und die einfachen Anstalten getroffen wurden, welche man unter solchen Umständen zu treffen pflegt.

Man sattelt die Pferde ab und erlaubt ihnen, sich ihr Futter nach Belieben zu suchen, wenn nämlich irgend etwas in der Nähe ist, was einigermaßen Aehnlichkeit mit Pferdefutter hat. Dann zündet man ein Feuer an, im Falle Holz oder Reißig aufzutreiben, und bereitet endlich das Abendbrod, wenn man irgend etwas Eßbares mit sich führt.

Unter allen Umständen aber hüllt man sich schließlich in die Decken des Sattels und schläft, was fast immer gelingt, da man hinlänglich von der Reise des Tages ermüdet ist.

Da der Sennor Castillo, wie wohl jeder Chilene, welcher nicht stets innerhalb einer Stadt gelebt hat, vollkommen vertraut mit dieser Art zu übernachten

war, so schlief er ebenfalls vortrefflich, und vielleicht trug hierzu das Gefühl der vollständigsten Sicherheit, in welcher er sich befand, nicht wenig bei.

Diese Sicherheit bestand einmal in der Ueberzeugung, daß seine Begleiter ihn nicht perfider Weise verlassen konnten, indem Ramon sich das eine Ende des Lassos um den Arm gewunden hatte, während das andere am Fuße des Sennors befestigt war, und ferner darin, daß Ramon und Manuel abwechselnd Wache hielten, um nicht etwa unversehens überfallen zu werden.

Man war am andern Tage bereits einige Stunden im Sattel, als in einiger Entfernung eine Oeffnung in dem Felsen sichtbar wurde, welche mehr in eine Höhle zu führen schien als in ein enges Felsenthal oder in eine Schlucht.

Ramon hielt an und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit zu Castillo:

„Don Pedro, die Verehrung und Hochachtung, welche ich für Euch hege, wächst mit jeder Stunde, in welcher ich das Vergnügen habe, Euch zu begleiten. In vollkommen gleichem Maße steigt das Vertrauen zu Euch. Unabweisbare Umstände zwangen mich, Euch gestern die Arme zu binden und Euch den Mund zu verstopfen. Dann war ich so glücklich, diese Hemm=

nisse Eurer Freiheit entfernen zu dürfen und dafür, gewissermaßen nur sinnbildlich, diesen kleinen Lasso um Euern lieben Fuß zu schlingen. Jetzt falle auch diese letzte Schranke zwischen unserm Vertrauen. Sennor Castillo, seid frei!"

Mit diesen Worten beugte er sich gewandt nieder und löste vom Sattel aus die Schlinge vom Fuße Castillo's.

„Ich danke Euch, Ramon!" sagte Castillo mit Aufrichtigkeit.

Ramon verbeugte sich nach Art der Türken mit gekreuzten Armen und sagte freudigen Tones:

„Und jetzt, theurer Sennor, da nicht der geringste Mißton zwischen uns mehr herrscht, und weil Ihr schwindlig seid, so laßt Euch die Augen verbinden, da wir höchst gefährliche Pfade zu passiren haben."

„Aber ich bin nicht im mindesten schwindlig", rief Castillo verwundert und ärgerlich.

„Doch", versetzte Ramon, „doch, und zwar ungeheuer und lebensgefährlich! Ah, ich kenne meine Freunde — verzeiht! — besser, als sie sich selbst kennen. Aber laßt Euch das nicht anfechten! Die muthigsten und größten Männer in der Geschichte waren mehrentheils mit dem Schwindel behaftet, so zum Beispiel Alexander der Große —"

Castillo unterbrach ihn zornig.

„Mensch, mache mich nicht rasend! Verbindet mir die Augen oder schlagt mich nieder, es ist mir Alles gleichgültig, aber schweigt und bildet Euch nicht ein, daß ich nicht wüßte, warum ich nicht sehen soll. Es ist, damit ich Euern Schlupfwinkel da oben nicht verrathe, wenn ich jemals wieder zu ehrlichen Menschen kommen sollte."

„Ja, und von wegen des Durchbrennens", sagte Manuel, sich vergnügt die Hände reibend. „Der Teufel selbst kommt nicht hier hinunter, wenn er die Wege aufwärts nicht gesehen hat."

„Entschuldigt ihn", sagte Ramon, „junge Leute wägen häufig ihre Worte nicht."

Nebenbei gesagt war Manuel höchstens einige Monate jünger als Ramon. Letzterer verband jetzt ohne weitere Umstände dem Sennor die Augen, und dieser dachte bei sich: „Gestern haben sie mir mit diesem meinem Taschentuche den Mund verstopft, heute verbinden sie mir mit demselben die Augen, und es kann sein, daß sie mich morgen an demselben aufhängen"; aber er hatte nicht Zeit, diese tröstlichen Gedanken weiter zu verfolgen, denn Ramon ergriff jetzt die Zügel seines Pferdes, führte es im Galopp einige Male im Kreise umher und dann, wie es schien, im Zickzack vorwärts.

Trotzdem bemerkte Castillo, daß sie sich nicht lange nachher in der von ferne sichtbar gewesenen Felsenschlucht oder in einer Art von Höhle befinden mußten, denn eine kalte feuchte Luft wehte ihn an; als aber dies vorüber und sie sich ohne Zweifel wieder im Freien befanden, war es ihm unmöglich, die Richtung zu errathen, in welcher sie weiter ritten, und er glaubte nur an der Sonnenwärme und an dem Luftzuge zu erkennen, daß man sich bald nach links, bald nach rechts hin fortbewegte.

Gefährliche oder wenigstens besonders schmale Wege waren es aber kaum, denn Ramon führte fast stets sein Pferd am Zügel, oder ritt wenigstens an seiner Seite, nicht selten aber ging es steil abwärts und ebenso wieder bergan.

Als sie endlich, wie es schien, auf ziemlich ebenem Wege dahinzogen, sagte Ramon:

„Bald werden wir jetzt vor dem würdigen Crespo, denn so heißt mein Vetter, der Klausner, erscheinen. Stoßt Euch, ich bitte, nicht daran, wenn Euch seine Außenseite ein wenig schroff erscheinen sollte. Die süßeste Frucht umhüllt oft eine rauhe Schale, und ein Menschenkenner, wie Ihr seid, Don Pedro, werdet Ihr den edlen Kern bald herausgefunden haben. Mein Vetter Crespo ist ein ehrlicher, biederer, alter Chilene,

wie solche Möbel auch andere Nationen aufzuweisen haben."

Castillo unterbrach ihn.

„Ich werde, wie ich hoffe, Alles das mit unverbundenen Augen in Bälde beobachten können. Laßt uns aber vorher ein vernünftiges Wort zusammen sprechen. Ich bin, wie Ihr wißt, ohne einen Realen. Aber Ihr laßt mich hier bei einem Fremden zurück, und Gott weiß, wie noch ferner sich die Umstände gestalten. Gebt mir einen Theil des Inhalts meiner Börse, leiht mir, wenn Ihr wollt, eine Kleinigkeit, aber laßt mich nicht vollkommen ohne Geld."

„Unversiegbar fließen meine Thränen", versetzte Ramon, „und mein Herz blutet, weil ich Euch das abschlagen muß. Ich geringer Mann sollte einem solchen vornehmen Herrn Geld leihen! Aber abgesehen davon, daß das gegen den Respekt wäre, so ist es unmöglich, weil ich selbst keinen Medio besitze, denn Eure Börse ist Euer Eigenthum, welches mir heilig ist und von welchem ich Niemand, ja Euch selbst nicht etwas leihen werde. Dios sabe, aber sprechen wir von etwas Anderem."

Er schwieg indessen, und Castillo sprach ebenfalls nicht weiter. Nicht lange nachher aber hielt Ramon an und sagte:

„Wir sind am Ziele, seht selbst, ob ich Euch die Wahrheit sagte.“

Er nahm Castillo bei diesen Worten die Binde ab, und dieser sah, daß sie sich auf einem geräumigen Plateau befanden, welches ziemlich eben und annähernd kreisrund verlief und einen Durchmesser von hundert Schritten und vielleicht darüber haben mochte.

Diese Fläche schien von allen Seiten steil abzufallen, sodaß es schwer zu begreifen schien, wie man hinaufgekommen war, und in einiger Entfernung war sie von höhern Bergen und Felswänden eingeschlossen, deren höchste, dem Stande der Sonne nach, gegen Osten lagen und ohne Zweifel den ansteigenden Theil der Cordillera bildeten.

Ziemlich in der Mitte des Plateaus lag eine Hütte, wie es den Anschein hatte, ziemlich solid erbaut. Auf diese zeigte jetzt Ramon, indem er mit Würde sagte:

„Dort ist die Zufluchtsstätte, in welcher ich Euch bergen will, bis es mir vergönnt sein wird, Euch in Euer Eigenthum zurückzuführen.“

Wenige Augenblicke später hielten sie einige Schritte entfernt vor der Hütte an und Ramon rief:

„Edelmüthiger und Ehrfurcht gebietender Greis, theurer Crespo, vergönnt uns das Glück, Euer Antlitz zu schauen!“

Die augenscheinlich starke und massive Thür der Hütte war indessen geschlossen, und hinter den mit Eisengittern versehenen Fenstern ließ sich anfänglich nichts wahrnehmen, dann aber erschien der Kopf eines Mannes hinter denselben, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, sich die außen Haltenden betrachtete.

Ramon wiederholte sofort seine schwülstige Anrede, worauf der Mann hinter dem Gitterfenster einfach erwiderte:

„Drückt Euch, Ihr Lumpenhunde!"

„Seht, Don Pedro, so ist er", sagte Ramon, indem er wohlgefällig lächelnd den Kopf nach der Schulter neigte. „Habe ich Euch zuviel gesagt? Stets liebenswürdig und die Wahrheit liebend. Aber kommt hervor, theurer Vetter!"

„Der Teufel mag Euer Vetter sein, aber ich nicht", versetzte der Mann.

In diesem Augenblicke machte das Pferd Ramon's eine Bewegung, und fast gleichzeitig fuhr der Einsiedler Crespo, denn ohne Zweifel war er es, mit der einen Hand abwärts, wohl um eine Waffe, muthmaßlich ein Schießgewehr, hervorzuziehen.

„Laßt stecken, Crespo", rief Ramon in etwas prosaischem Tone, „laßt stecken, wir haben mit Euch zu reden."

Crespo schien jetzt aufmerksam zu werden oder wenigstens etwas gefügiger.

„Wenn's ein Geschäft ist, so gebt das Zeichen."

„Es ist kein Geschäft von drüben herüber", sagte Ramon, „aber kein schlechtes. Kennt Ihr Euern alten, ehrlichen Ramon nicht mehr?"

„He!" sagte Crespo, indem er ein Auge zudrückte und Ramon fixirte.

„Habt Ihr Zweifel? Besinnt Ihr Euch? Verwundert Ihr Euch?"

„Ich besinne mich", sagte Crespo, „ob Ihr ein größerer Affe und Narr oder ein größerer Spitzbube seid, und zugleich verwundere ich mich, daß man Euch nicht schon längst gehängt hat. Aber wartet, ich komme."

Es wurde hierauf die Thür geöffnet, und der ehrwürdige Klausner erschien unter derselben.

Es war ein Mann, anscheinend ziemlich stark in den sechziger Jahren, mit brennend schwarzen Augen, aber mit dünnem, verwirrt um den Kopf hängendem grauem Haar und von einer selbst für die durchschnittlich überhaupt nicht großen Chilenen kleinen und hagern Statur.

Seine Kleidung bestand aus weiten, bis über die Kniee reichenden linnenen Beinkleidern, einem Hemde,

welches ursprünglich vielleicht blau oder roth, vielleicht auch weiß gewesen sein mochte, jetzt aber graubraun war, und einem Poncho.

Antlitz, Füße und Hände endlich schienen auf große Seltenheit des Wassers, wenigstens der Species Waschwasser, in der Umgebung der Klause hinzudeuten.

Während der also aussehende Crespo seine Hausthür geöffnet und noch einen spähenden Blick umhergeworfen hatte, war Ramon vom Pferde gesprungen und trat jetzt auf ihn zu, indem er ihm hastig einige Worte zuflüsterte.

Crespo strich sich währenddessen nachsinnend das Kinn, dann aber sagte er mit einem Blicke auf Castillo:

„Tretet ein, Sennor!"

Castillo und Manuel stiegen jetzt ebenfalls ab und traten in das Haus, während sie die Pferde draußen sich selbst überließen, und Crespo, sich höflich verbeugend, sagte zu Castillo:

„Erlaubt, Sennor, daß ich Euch führe!"

Er öffnete bei diesen Worten eine Thür und bedeutete mit einer abermaligen Verbeugung, Castillo einzutreten, und nachdem dies geschehen war, schloß er die Thür rasch und schob von außen einen Riegel vor. Da der Eingeschlossene begriff, daß Rufen zu-

verlässig zwecklos sei, so setzte er sich schweigend auf eine Bank, betrachtete die zwei vergitterten Fenster der Stube und hing seinen Gedanken nach.

„Ich bin", dachte er, „gefangen, wie ich es vorgestern und gestern auch schon war, und werde mit Gottes Hülfe wohl auch wieder loskommen. Gegenwärtig halten die drei Schurken Rath über mich, vielleicht gelingt es mir aber, mit Ramon ein Abkommen zu treffen, ehe er sich entfernt, und gelingt das nicht, so werde ich wohl auf irgend eine Weise mit diesem Crespo fertig werden. Warten wir also geduldig!"

Er wartete in der That mit mehr oder weniger Geduld ziemlich lange Zeit. Einmal glaubte er zwar Pferdetritte zu hören, aber da die Fenster der Stube, in welcher er sich befand, nach einer andern Seite hin gingen, so konnte er sich nicht überzeugen, ob er richtig gehört habe.

Endlich trat Crespo ein und sagte mit höflichem Tone: „Die beiden Sennores haben mich gebeten, ihre plötzliche Abreise bei Euch zu entschuldigen und sie Eurem werthen Andenken bestens zu empfehlen."

„Was!" rief Castillo heftig, „sie sind beide fort, auch Ramon, der —"

„Aufzuwarten", sagte Crespo, „und ich habe nun die Ehre, hier oben allein mit Euch zu sein."

Castillo wollte etwas erwidern, aber Crespo sagte: „Erlaubt mir, Sennor, vorher einige kurze Worte zu Euch zu sprechen. Man verfolgt Euch unten im Lande, und sowohl deshalb, als weil Ihr brustkrank seid und hier die frische, erquickende Bergluft —"

„Ramon der Hund!" unterbrach ihn Castillo. „Ich brustkrank! Welche elende Lüge —"

„Ich weiß es", versetzte Crespo, „daß es eine Unwahrheit ist, aber deshalb kommt Ihr doch nicht fort von hier. Ihr kennt die Wege nicht, und Jeder, der sie nicht kennt, kommt lebend nicht hinunter. Dann habt Ihr keinen Proviant und kein Pferd. Wo ich den erstern verwahre, erfahrt Ihr nie, das letztere hat Ramon mit sich genommen. Endlich aber werde ich Euch nicht fortlassen. Ich bin nicht so schwach, wie ich vielleicht aussehe, bin bewaffnet, was Ihr nicht seid, und dazu auf meiner Hut. Laßt es Euch also vorläufig bei mir gefallen. Das war es, was ich Euch sagen wollte."

„Vorläufig", versetzte Castillo, „werde ich es wirklich thun. Aber wollt Ihr mir die Wahrheit sagen in Betreff dessen, was Euch dieser Ramon bezüglich meiner mitgetheilt hat? Wenn auch jetzt nicht, so werde ich doch später gewiß erkenntlich sein!"

Crespo legte sinnend den Finger an die Nase, dann sagte er:

„Sennor, schöne und glaubwürdige Lügen sind ein so nothwendiger und kostbarer Artikel, daß man sie nicht nutzlos verschwenden darf. Ich werde Euch daher die Wahrheit sagen. Ramon ist hinunter in das Land, um zu sehen, wie Eure und Eures Feindes Angelegenheiten stehen. Stehen die letztern gut, so verkauft er Euch an jenen, steigt aber Euer Stern, so gibt er Euch gegen ein Lösegeld die Freiheit und Euern ehemaligen Mayordomo auf Verlangen mit in den Kauf. Ich schwöre Euch, daß dies die Wahrheit ist."

„Und Ihr", sagte Castillo, „wollt die Hand zu diesen Schändlichkeiten bieten?"

„So wahr mir Gott helfe, das will ich", erwiderte Crespo, „denn ich theile mit ihm anstatt Manuel's, der ein Einfaltspinsel ist und lackirt wird. Verschmäht aber jetzt nicht einen kleinen Imbiß in meinem geringen Hause."

Siebentes Kapitel.

El terremoto. — Käthchen Bitterfeld.

Fruchtlos zogen Kohlweg und Pedrillo einige Tage im Gebirge umher, ohne eine Spur des Vermißten zu finden, und endlich gaben beide alle Hoffnung auf, sich auf diese Weise irgendwie nützlich machen zu können.

Dazu kam, daß ihre Vorräthe fast zu Ende waren und sie beinahe allein auf die Vögel angewiesen waren, welche Kohlweg erlegte.

Sie beschlossen deshalb die Berge zu verlassen, in das Flachland zu ziehen und dort sich vorläufig zu trennen. Wie aber ähnliche abenteuerliche Streifzüge fast stets junge Leute eng verbinden, so war es auch hier der Fall.

Kohlweg hatte den treuen und ehrlichen Pedrillo

in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins liebgewonnen und dieser schloß sich seinerseits eng an Kohlweg an, dessen Ueberlegenheit anerkennend, aber darum doppelt erfreut über die Zeichen seiner Freundschaft.

„Mein Engländer", sagte er, „war ein ganz anständiger Sennor, aber Ihr seid mir doch zehnmal lieber, und obgleich ich eigentlich Euer Peon nicht bin, so würde ich es doch auf der Stelle, wenn nicht mein armer Sennor Castillo wäre, der Gott weiß wo steckt."

„In den gegenwärtigen schlechten Zeiten", erwiderte Kohlweg lachend, „ist jeder am besten selbst sein eigener Peon, wir wollen uns deshalb einfach gute Freunde sein."

Dann überlegten sie, wohin sie sich wenden und auf welche Weise sie sich Nachricht von einander geben wollten.

Kohlweg war der Meinung, daß, wenn sein Freund die Tochter des Sennor Castillo gerettet habe und in keine weitern Fährlichkeiten gerathen sei, er das junge Mädchen fürs erste in ihr verlassenes gemeinschaftliches Haus geführt oder wenigstens dort irgend eine Nachricht hinterlegt habe, und Pedrillo, welchem er die einsame Lage des Hauses beschrieben hatte und der die Gegend kannte, stimmte ihm bei.

Soviel er aus den Gesprächen des Sennors und seiner Tochter, während er sie begleitete, erfahren hatte, konnte der erstere gegenwärtig auf keinen seiner frühern Freunde sich so recht verlassen.

Scherflein und Inez oder wenigstens Nachrichten von ihnen waren also in jener Einsamkeit wohl am ersten zu finden, und Kohlweg, welchem Pedrillo den Weg über Santiago als den nächsten dorthin bezeichnet hatte, beschloß, morgen schon seine Reise anzutreten.

Pedrillo hingegen wollte auf allerlei Schleich- und Schlupfwegen nach der Hacienda Castillo's gehen und dort Kundschaft einziehen.

Nachrichten über seinen Herrn und ebenso über Agacio waren ohne Zweifel dort am leichtesten zu erhalten, jedenfalls aber erfuhr er, ob die Leute Agacio's dort noch ihr Wesen trieben, oder ob sie vielleicht bereits vertrieben worden waren, und sanguinisch wie er war, gab er sich der Hoffnung hin, dort Alles in der schönsten Ordnung und seinen Herrn wieder im Besitze seines Eigenthums zu finden.

Dann wurden sie einig, Nachrichten von sich und dem Erfolg ihrer Bemühungen sich gegenseitig mitzutheilen und solche bei Pedrillo's Stiefmutter niederzulegen.

Pedrillo beschrieb Kohlweg die Fonda derselben und setzte hinzu:

„Sie kann nicht lesen und nicht schreiben. Für den Fall aber, daß sie Eure Nachricht sich von Jemand anders könnte lesen lassen, schreibt eben ein wenig verblümt, ich verstehe es schon. Versäumt aber ja nicht, bei ihr tüchtig über mich zu schelten. Es ist das ihr Gebrauch und ihr größtes Vergnügen, und es gibt keinen anständigen und unanständigen Menschen in der ganzen Nachbarschaft, dem gegenüber sie nicht schon schmählich über mich losgezogen wäre, und obgleich die Leute sie heimlich auslachen und sie für ein böses Weib halten, so wirft sie doch einen tödtlichen Haß auf alle diejenigen, welche ihr nicht beistimmen. Schimpft daher nur wacker auf mich, setzt auch Eurem Schreiben einige Grobheiten bei und sagt ihr, daß Ihr gekommen wäret, mich tüchtig durchzuprügeln. Ist es ihr nur halbwegs möglich, so hilft sie Euch auf meine Spur. Komme ich eher zu ihr als Ihr, so mache ich ihr ähnliche Dinge weis, und ich garantire Euch, daß sie uns zusammenbringen wird."

Die beiden jungen Leute brachten noch eine Nacht zusammen im Freien zu und am andern Morgen trennten sie sich, indem sie sich wiederholt versprachen, gute

Freunde zu bleiben, sich durch die Stiefmutter sobald wie möglich Nachricht zukommen zu lassen, und nachdem Kohlweg Pedrillo unter allen Umständen seine Hülfe in Betreff des armen Sennor Castillo zugesagt hatte.

Weithin, selbst von freien Punkten der Cordillera aus, sieht man die Hauptstadt Chiles, Santiago, im Lande liegen, und zwar mit einer wunderbaren Klarheit, infolge der fehlenden Luftperspective, welcher wir bereits gedachten.

Da die Abwechselung — wir sprechen natürlich hier nur von Gegenden — stets einen gewissen Reiz bietet, so kam über Kohlweg ein wirkliches Behagen, als er aus den Bergen gekommen war und im Flachlande dahinzog.

Die Felsen und Berge, die steilen Wände und Schluchten und die Gefahr, von Zeit zu Zeit ein wenig den Hals zu brechen, lagen hinter ihm, vor ihm dagegen Chile wie ein großer blühender Fruchtgarten.

Ueber die niedern, aus Lehm erbauten Mauern, mit denen man dort häufig die Felder einzufriedigen pflegt, blickte er auf bekannte und unbekannte, üppig gedeihende Fruchtfelder, während Feigenbäume die kleinen an der Straße stehenden Häuser beschatteten und Traubengelände die Hacienden und Fondas

schmückten oder Oliven- und Pfirsichbäume dieselben umstanden.

Dann kamen ihm wandernde Kleehaufen entgegen, Maulthiere nämlich oder Esel, die man dermaßen mit Grünfutter beladen hatte, daß von den Thieren selbst höchstens eine Spur des Kopfes wahrzunehmen war.

Fußgänger sind auf freiem Felde dort im Lande nur selten zu treffen, da nach der Meinung der Chilenen nur Narren oder ganz übermäßig große Lumpe Fußreisen machen. Dagegen sprengten nicht selten Reiter an ihm vorüber, welche ihn höflich begrüßten und welche er nun nicht mehr, wie in den vergangenen Tagen, nach dem Wege zu fragen brauchte, denn das Ziel seiner Reise, Santiago, wenngleich noch stundenweit entfernt, lag vor ihm, funkelnd und blitzend im Sonnenschein und scharf gezeichnet, als sei es in einer halben Stunde zu erreichen.

An einer Fonda ließ er seinem Thiere Futter reichen und labte sich selbst mit Speise und Trank, was nicht von Uebel war nach den kärglichen Rationen im Gebirge, und als er hierauf seinen Weg weiter fortsetzte, fand er, daß Chile ein ganz vortreffliches Land sei, und konnte fast nicht begreifen, wie ihm dasselbe früher so langweilig vorgekommen und warum er das Heimweh gehabt.

Er beschloß, Chile nicht zu verlassen, wie er es noch einige Tage vorher beabsichtigt hatte, und zugleich war er überzeugt, daß auch Scherflein, den er bald zu finden hoffte, seiner Meinung sein würde.

Abenteuer hatte er nun gefunden, Freunde und Feinde, und erstere, Castillo und die Seinen, würden ihm wohl weitere Anhaltspunkte geben und ihm irgend eine Beschäftigung zuweisen, welcher er gewachsen war und mit der er sich anständig durchzubringen hoffte.

Eine rosenfarbene Laune hatte sich seiner bemächtigt und bereits stiegen Luftschlösser vor ihm auf, geschmückt mit den glänzenden Farben, mit welchen die jugendliche Phantasie dergleichen Architekturstücke zu verzieren pflegt.

Da trat ein dunkler Schatten vor ihn, die Erinnerung an Zeckel, den wildfrevelnden Schneider, den er erschossen in jener unheilvollen Nacht in Deutschland.

Seine Stirn verfinsterte sich, und so unwillkürlich wie der Schatten jenes Unglücklichen, tauchten jetzt auch die Trost- und Entschuldigungsgründe in ihm auf, mit welchen er stets das Gespenst zu bannen suchte, denn leider nur zu oft, in guten und bösen Tagen, sah er plötzlich den Wilderer neben sich stehen

auf dem felsigen Waldwege, sah ihn stürzen auf seinen Schuß und hörte den dumpfen Fall des zum Tode Getroffenen in die Schlucht.

Meist aber wollten diese Trostgründe nicht ganz vollkommen ausreichen.

Zwar, er war ganz in seinem Rechte. Hm, eigentlich ja, aber „eigentlich" ist ein sonderbares und selbst ein perfides Wort.

Denn eigentlich ist eigentlich und uneigentlich ein und dasselbe, es ist das Kind von ja und nein, und großgesäugt von „aber", was sich dafür fast stets und unvermeidlich an seine Fersen hängt.

Denn wäre dieser Zeckel zu Hause geblieben, so hätte Kohlweg sicher nicht nach ihm geschossen. Ja, aber es fragt sich, ob er dort am Felsenwege so rasch geschossen hätte, wäre die schwarze Crescenz im schwarzen Bären nicht gewesen.

Ferner: Der Schneider hatte ja auch nach ihm geschossen. Allerdings, aber jener that den zweiten Schuß, und dann, Kohlweg lebte noch und jener war todt!

Bisweilen war Kohlweg egoistisch genug, sich zu sagen, daß dies immer noch das Beste sei an der ganzen Geschichte, aber es langte immerhin nicht vollkommen und er mußte sich fast immer mit Gewalt die trüben Gedanken aus dem Sinn schlagen.

Er that es auch jetzt und sagte sich, daß geschehene Dinge nicht mehr zu ändern wären, ein Trostgrund, der so trivial als wahr ist; als er aber endlich in die Nähe von Santiago kam und dann in die Stadt selbst einritt, wichen die schlimmen Gedanken von selbst von ihm.

Aus später anzugebenden und zuverlässiig zu rechtfertigenden Gründen wäre es höchst passend, die Stadt Santiago zu schildern, wie sie in der Stunde aussah, als Kohlweg seinen Einzug in dieselbe hielt. Obgleich wir uns aber in spätern Jahren längere Zeit dort aufhielten, ist das wieder so ziemlich der oben erwähnten Gründe halber theils nicht vollständig möglich, theils sind wir genöthigt, unserm Kohlweg vor allem ein Unterkommen zu verschaffen.

Es war in jener Zeit eine eigene Sache mit einem solchen Unterkommen.

Ungehindert konnte man in Wald und Feld, im Gebirge und im flachen Lande schlafen nach Gutdünken und stets fast sicher und ungestört.

Kam man an eine ländliche Hütte, so ward man dort aufgenommen mit der ehrlichsten und uneigennützigsten Gastfreundschaft.

In den Städten war die Ankunft eines Gastfreundes ein Fest in jedem Hause und der Ankömmling

wurde empfangen wie ein Sohn der Familie, dessen Ankunft man längst sehnsüchtig erwartet.

Aber, wohlgemerkt, nur die Ankunft eines Gastfreundes oder eines Empfohlenen wurde also gefeiert, und die Gastfreundschaft wurde so ziemlich gehandhabt nach der Art und Weise alter klassischer Länder.

Das war zu jener Zeit, als nur erst wenig Fremde Chile bereisten, und diese hatten, vollends im Innern des Landes, Mühe und Noth, irgendwo ein Nachtlager zu finden, da es nur Schenken gab, aber keine Gasthöfe.

Fünfundzwanzig Jahre später hatte man die Wahl unter diesen, und wir selbst wohnten in Santiago im englischen Hotel vortrefflich, bis uns die Gastfreundschaft eines Deutschen, des Doctor Segeth, noch trefflicher beherbergte.

Es will aber wenig bedeuten, von uns selbst zu sprechen; sehen wir daher nach unserm Kohlweg, der mit Mühe eine Fonda fand und, als er endlich eine gefunden und es als selbstverständlich annahm, dort übernachten zu können, die Antwort erhielt: das könne nicht sein, er solle bei seinem Gastfreunde schlafen.

„Aber ich habe keinen Gastfreund", sagte Kohlweg.

„Ihr scherzt", war die Antwort, „denn Niemand reist, ohne einen Gastfreund zu haben."

Er entgegnete, daß er wildfremd sei, was man mit Schulterziehen und Kopfschütteln beantwortete und nicht vollkommen zu verstehen schien.

Endlich sagte er:

„Soll ich, ein Fremder, allnächtlich aus dieser Hauptstadt Chiles reiten, im Felde schlafen und am Morgen wieder zurückkehren?"

Der Besitzer der Fonda sah ihn zuerst mit großen Augen an, dann lachte er und sagte:

„Ihr könnt, wenn Ihr wollt, im Hofe schlafen. Aber ich rechne keinen Medio an dafür, denn es ist noch nie dagewesen, daß irgend Jemand bei mir übernachtet hat. Das wäre ja etwas ganz Apartes!"

Kohlweg dankte und ging, ehe er sein Nachtlager im Hofe zu beziehen gedachte, in die Stadt, sich dieselbe noch flüchtig zu besehen.

Die große, regelmäßig gebaute, in Quadrate getheilte Stadt mit ihren endlosen Straßen machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, denn es war lebhaft in diesen Straßen, da man dort, wie im Süden überhaupt, erst gegen Abend zu leben beginnt; es war in der That schon Abend geworden und der prachtvolle

Sternhimmel jener Breiten goß bereits sein sanftes Licht auf die Erde.

Unter den Thüren der Häuser uud vor denselben saßen plaudernde Gruppen, lachende und scherzende Menschen zogen an ihm vorüber und es wollte ihm scheinen, als wandelten viele dieser fröhlichen Menschen auf Liebespfaden, als seien diese Pfade wohl gebahnt und geebnet und selbst betretbar für einen Fremden, welcher keinen Gastfreund hat und in einer Fonda im Hofe schlafen muß.

„Famoses Land, dieses Chile", sagte Kohlweg zu sich selbst, „und welch ein Narr war ich, es früher langweilig und eintönig zu finden. Die prächtigsten Abenteuer sind zu bestehen, und wie es scheint, kommt nun auch allerlei angenehme Abwechslung —"

Er erschrak heftig in diesem Augenblicke, denn er taumelte plötzlich auf die Seite und konnte sich nur mit Mühe auf den Füßen halten. Einen Augenblick durchfuhr ihn der Gedanke, ein plötzlicher Schwindelanfall habe ihn erfaßt, oder, noch schlimmer, der Schlag habe ihn gerührt.

Der nächste Augenblick belehrte ihn indessen, daß diese Besorgniß wenigstens unbegründet war, denn alle Welt konnte unmöglich gleichzeitig mit ihm vom Schlage getroffen worden sein, und doch taumelte alle Welt gleich

ihm, und während Viele wirklich zu Boden stürzten, schien ein großer, eine Bank vor einem Hause bildender Stein sich aufrichten zu wollen.

Die angenehmen Abwechslungen begannen, wie es den Anschein hatte, in der That.

Es war der erste Beginn des großen Erdbebens, welches Chile in der Mitte des Monats November 1822 heimsuchte, und an dem Tage dieses Beginns war Kohlweg in Santiago eingeritten.

Um aber einige Begegnisse, welche Kohlweg zustießen, nicht unglaublich erscheinen zu lassen, müssen wir eine kurze Skizze aus den Berichten der Akademie der Wissenschaften in Santiago geben, welche dieses berüchtigte Erdbeben behandeln.*)

„Es war eine heitere und liebliche Novembernacht des Jahres 1822. Die Atmosphäre war klar und hell. Der herrliche Himmel von Santiago erschien in seiner ganzen Pracht, und die Sterne, heller leuchtend als gewöhnlich, gaben so viel Licht, daß man Alles deutlich erkennen konnte. Dabei stand der Mond im ersten zu-

*) Die Stunde und Minuten des ersten Erdstoßes sind genau verzeichnet, der Tag des Novembers aber ist merkwürdigerweise in dieser Abhandlung nicht angegeben und ich konnte eine Angabe desselben auch sonst nirgends finden. Muthmaßlich war es der 18. oder 19. November.

nehmenden Viertel und es herrschte eine vollständige Windstille."

Nach einer genauen Bestimmung der Barometer- und Thermometerstände heißt es dann weiter:

„Um zehn Uhr siebenunddreißig Minuten zeigte sich plötzlich, ohne daß vorher ein Geräusch oder ein anderes vorhergehendes Zeichen erschienen wäre, ein heftiges Schütteln der Erde mit einer außergewöhnlichen wellenförmigen Bewegung von Ost nach West. Die Stöße waren so heftig und so gewaltsam, daß man nur mit Mühe festen Fuß behalten konnte. Die größte Stärke der Erscheinung dauerte zwei Minuten und dreißig Sekunden, während welcher die Erde in fortwährender Bewegung war, aber im Verlaufe von zwei weitern Minuten konnten in gewissen Intervallen zwanzig heftige, den ersten ähnliche Erschütterungen und an hundertundfünfzig weniger starke Erdstöße wahrgenommen worden.

An verschiedenen andern Orten des Landes zeigte sich das Erdbeben mit noch größerer Heftigkeit, so zum Beispiel in Valparaiso, Casablanca, Illapel, La Ligna, welche beinahe gänzlich zerstört wurden und wo eine Menge von Menschen ihr Leben verloren. An vielen Orten spaltete sich der Boden, aus den entstandenen Rissen ergoß sich dunkelgefärbtes und verpestetes

Wasser und Schlamm über die Erde, während aus andern Spalten rothgelbe Feuerflammen schlugen. Dabei war die Luft trübe und dunstig und theilweise fiel ein anhaltender heftiger Regen (dort eine große Seltenheit), und am 20. November morgens drei Uhr zog von der Cordillera aus eine hellleuchtende Feuerkugel gegen das Meer hin. Dann veränderten die Quellen ihre Temperatur; einige blieben zeitweise, andere gänzlich aus, dafür aber erschienen an andern Orten neue."

Weiter unten heißt es:

„Die heftigen Eindrücke, welche von dem Unabhängigkeitskriege her noch in den Gemüthern herrschten, die Leiden vieler Familien, aus verschiedenen unersetzlichen Verlusten hervorgegangen, und der Schrecken, welcher nun des Erdbebens halber herrschte, waren hinreichende Ursachen, um den Gesundheitszustand der Bevölkerung merkwürdig zu verändern, zu verschlimmern, tief in das moralische Gefühl einzugreifen und die ungeheuerste Verwirrung hervorzurufen."

Hierauf folgen Berichte über die Krankheitsformen, von welchen viele seit Menschengedenken niemals dort aufgetreten waren, und Angaben bezüglich der ungeheuren Sterblichkeit zur Zeit des Erdbebens. Allein obgleich diese Thatsachen höchst interessant sind und

nicht vereinzelt dastehen und bei gleichen und ähnlichen Naturerscheinungen auch schon zu andern Zeiten beobachtet wurden, so gehören sie doch nicht hierher.

Wir wollen, wie bereits erwähnt, einfach eine vollkommen wahre Schilderung jener furchtbaren Katastrophe geben, um den Vorwurf der Uebertreibung von uns abzuleiten, der nicht selten von Individuen erhoben wird, welchen Alles unglaublich scheint, was ihnen nicht selbst begegnet ist.

Zwei und eine halbe Minute sind für eine Menge von Verhältnissen im menschlichen Leben eine unendlich kurze Zeit, für ein Erdbeben aber scheinen sie eine Ewigkeit und reichen in der That auch aus, um die furchtbarsten Zerstörungen hervorzurufen.

Als Kohlweg sich vom Schrecken der ersten Sekunde erholt hatte und allenthalben strauchelnde, schwankende und stürzende Menschen sah, begriff er freilich, daß ein Erdbeben stattfand.

Er hatte sagen hören, daß Chile das Land der Erdbeben sei, und hatte dort selbst schon geringe Erderschütterungen erlebt, aber er begriff nach wenigen Sekunden, daß solche Erdbeben selbst in Chile nicht häufig sein konnten und daß ein ungewöhnliches und furchtbares Ereigniß im Beginn sei.

Neben dem Angstschrei der ganzen menschlichen Be-

völkerung, der furchtbar genug schon bei geringen Erdstößen klingt, und dem Geheule der Thiere, die gleich den Menschen sich entsetzen, deuteten ihm das nur allzuklar die Gebäude zu beiden Seiten der Straße an.

Einige derselben zeigten plötzlich mächtige Risse in ihren Mauern, andere schienen sich drehen zu wollen und blieben dann, vorläufig wenigstens, windschief stehen, wieder andere stürzten in sich selbst zusammen, während ein weiterer Theil derselben vorwärts auf die Straße stürzte und die Vorübereilenden erschlug oder wenigstens verletzte.

Eine bei stärkern Erdbeben nicht selten beobachtete Erscheinung trat bei mehreren Dächern ein, indem sie, muthmaßlich durch Zusammenpressung der Dachsparren, wie infolge einer Explosion ihre Ziegel von sich schleuderten.

Da also, wären solche Erderschütterungen ein gewöhnliches Ereigniß, längst im ganzen Lande kein Stein mehr auf dem andern stehen geblieben wäre, so begriff unser deutscher Landsmann, daß ihm das Glück zu Theil geworden, einer höchst ungewöhnlichen Naturerscheinung beiwohnen zu dürfen. Er hielt es indessen für besser, der einstürzenden Häuser wegen dieselbe womöglich außerhalb der Stadt zu beobachten, und

wurde durch Zurufe seiner Leidensgenossen in diesem Vorhaben bestärkt.

Der größte Theil seiner Habe befand sich in den Satteltaschen seines Pferdes und er beschloß deshalb, vor allem nach seiner Fonda zu eilen und von dort zu Pferde zu entfliehen.

Der Fremde, der nicht Haus und Hof besitzt, nicht Weib und Kind, ist in solchen Fällen um ein gutes Theil besser daran als der Mann, der neben der Sorge für sein eigenes Leben auch noch durch die Angst um die Seinen gequält wird und befürchten muß, in wenigen Minuten an den Bettelstab zu kommen.

Was Kohlweg betraf, so kam es ihm vor, als stürzten gerade auf dem Wege, welchen er einschlagen mußte, die meisten Häuser zusammen. Sparren, Breter und Ziegel fielen vor und hinter ihm nieder, Steine kollerten zu seinen Füßen, er mußte über Schutthaufen steigen und wurde von den mit gleicher Heftigkeit andauernden Erdstößen selbst mehrmals niedergeworfen.

Er begann zu zweifeln, ob er lebend die Fonda erreichen würde, dennoch aber setzte er seinen Weg fort, so gut es eben ging, und fand, als er jetzt um eine Ecke bog, daß die vor ihm liegende Straße weniger gelitten hatte als jene, welche er so eben verlassen. Rasch sprang er längs der Seite der Straße da-

hin, welche weniger verletzt war als die gegenüberliegende, und da er sicher zu sein glaubte, auf rechtem Wege zu sein, so wollte er eben sein gutes Glück preisen, als er plötzlich von einem der heftigsten Stöße buchstäblich gehoben, dann auf die Seite geschleudert und zu Boden geworfen wurde.

Er sprang auf und fiel abermals nieder. Als es ihm endlich gelungen war, wieder festen Fuß zu fassen, und er so rasch als möglich seinen Weg weiter verfolgen wollte, hörte er plötzlich neben sich ein eigenthümliches knirschendes Geräusch und sah zugleich, daß die Wand eines Hauses, an welchem er eben vorüberlaufen wollte, sich zu drehen begann und unfehlbar in wenigen Sekunden einstürzen mußte.

Trotz der stets noch furchtbaren Schwankungen des Bodens sprang er rückwärts, da hörte er neben sich ein polterndes Krachen und fühlte sich gleichzeitig am Kopfe verletzt.

Dann stürzte er bewußtlos zu Boden.

Zwischen seinem ersten Niederstürzen in der Straße, welche bisher noch so wenig gelitten hatte, und diesem letzten lagen keine sechs Sekunden.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf den Trümmern eines Hauses liegen, welches, wie sich später fand, an der entgegengesetzten Seite der Straße gestan-

den, an welcher er niedergesunken war; dabei fühlte er, daß die Erde ruhig geworden und das Erdbeben zu Ende war oder wenigstens eine Pause machte.

Vor ihm aber stand ein Mädchen oder eine junge Frau mit lichtbraunen Haaren und blauen Augen, welche ihn mit offenbarer Theilnahme anblickte.

Nachdem er die Augen aufgeschlagen hatte, war seine Besinnung rasch wiedergekehrt und er versuchte sofort sich aufzurichten. Statt der in solchen Fällen beliebten Redensart: Gott sei gepriesen! Er öffnet die Augen! Er lebt! sagte das Mädchen:

„Wenn Sie aufstehen und gehen können, so beeilen Sie sich, ich werde Sie führen. Das Erdbeben hat für jetzt aufgehört, aber es kann jeden Augenblick wieder beginnen."

Ebenso einfach und ohne jegliche Zuthat wie: Reizendes Wesen, holde Fee, edelmüthige muthmaßliche Erretterin! sagte Kohlweg:

„O, ich glaube, es geht!"

Er stand bei diesen Worten fast ohne Mühe auf und setzte dann hinzu:

„Jetzt aber wohin?"

„Vor allem aus der Stadt!"

„Ich war, wie ich hoffe, nur betäubt", sagte jetzt Kohlweg, „und glaube nun überallhin gehen zu

können, aber irre ich nicht, so wurde ich dort auf der andern Seite niedergeworfen. Wie komme ich hierher?"

Das Mädchen erröthete leicht, indem es erwiderte: „Ich zog oder vielmehr ich zerrte Sie nicht sehr sanft hier herüber. Sie wären sonst unter den Trümmern unseres Hauses begraben worden. Aber jetzt fort!"

Die beiden jungen Leute führten dieses flüchtige Gespräch in deutscher Sprache, als könne dies gar nicht anders sein, und später erst sagte das Mädchen zu Kohlweg:

„Ich sah auf den ersten Blick, daß Sie ein Deutscher waren. Im Auslande erkennt man seine Landsleute leicht."

Dort aber, unter den Trümmern, und auf ihre Aufforderung, sich zu beeilen, theilte er ihr mit kurzen Worten seine Absicht mit, zuerst sein Pferd zu holen. Sie sann einige Augenblicke nach und sagte dann:

„Sie haben Recht, und wenn ich für einige Stunden um Ihren Schutz bitten darf, so will ich sehen, ob ich zu unsern Pferden gelangen kann."

Sie kletterten jetzt über die Trümmer des zusammengestürzten Hauses und fanden im Hofe desselben und in der Umzäunung, welche man in Chile Stall

nennt, mehrere Pferde schnaubend und zitternd, aber unverletzt, auf einen Haufen zusammengedrängt stehen.

Das Mädchen sattelte für sich rasch eins derselben und ließ dann die Thür der Umzäunung offen stehen.

„Für jetzt verlaufen sie sich nicht", sagte sie, „und finden Sie Ihr Pferd nicht, so holen wir eins der unserigen für Sie. Kehrt aber das Erdbeben wieder, so mögen die armen Thiere sich retten, so gut sie können."

Sie fanden indessen das Pferd Kohlweg's in der Fonda. Die Bewohner der letztern hatten sämmtlich ihr Heil in der Flucht gesucht, und der junge Mann und seine Retterin folgten ihrem Beispiele.

Ein leichter Erdstoß hatte sich inzwischen wieder gezeigt und vermehrte die Eile der Flüchtigen, welche gleich ihnen nach außen zu kommen suchten, theils zu Pferde, theils zu Fuß, beladen mit nöthigem und unnöthigem Gepäck, häufig aber auch ohne beides.

Es sah traurig aus in der Stadt.

Hier und da lag ein Todter oder Sterbender auf der Straße, dem aber Hülfe zu leisten der eigenen Noth halber nicht möglich war.

Herrenlose Pferde und Hunde rannten an ihnen vorüber, und bisweilen drangen Hülferufe aus der Ferne zu ihnen.

Auch die Erscheinung beobachteten sie, welche man häufig bei Erdbeben trifft, daß nämlich bisweilen alle Häuser auf einer Seite der Straße zusammengestürzt waren, während die der entgegengesetzten Seite stehen geblieben.

Kaum aber war in einem dieser Häuser noch ein Bewohner zu finden, vielleicht mit Ausnahme eines Kranken, dem die Flucht unmöglich war und den die Seinen verlassen hatten, da ihn fortzubringen unmöglich und mit ihm erschlagen zu werden zwecklos war.

Wie es bei ähnlichen Vorfällen fast immer zu gehen pflegt, so rannte einer der Fliehenden dem andern nach, und erst außerhalb der Stadt schien die Hast und Eile sich einigermaßen zu mindern, und man schien sich zu fragen, wohin man nun sich wenden müsse.

Da rief plötzlich eine Stimme: „Nach Renca!" und sofort wurde der Ruf von tausend Stimmen wiederholt und sämmtliche Flüchtlinge schlugen jetzt einen und denselben Weg ein.

Auf Befragen erfuhr Kohlweg von seiner Begleiterin, daß Renca eine etwa eine halbe Stunde von Santiago entfernte Ortschaft sei, und beide beschlossen ebenfalls dorthin zu gehen, obgleich in der That kein Grund vorhanden war, daß dort irgendwie eine größere Sicherheit zu finden sei.

Einzelne mehr oder minder heftige Erdstöße fanden von Zeit zu Zeit stets noch statt, und obgleich sie dem ersten zwei und eine halbe Minute andauernden Erbeben der Erde nicht gleich kamen, so beschleunigte doch Jedermann seine Schritte, sobald sich eine Bewegung des Bodens spüren ließ. Im Allgemeinen war jedoch mehr Ruhe unter den Geängsteten eingetreten, und Kohlweg erfuhr jetzt Näheres über und von seiner Begleiterin.

Lächelnd sagte sie ihm, daß sie Käthchen heiße und sich eigentlich erst hier im Lande, von ihrem Bruder wenigstens, so nennen lasse, während sie in Deutschland Kathinka genannt worden sei.

„Es ist eine Art Heimweh", setzte sie hinzu, „welches mir hier den deutschen Namen lieber macht, während er mir zu Hause nicht gut genug war."

Kohlweg fragte nach ihrem Familiennamen, und es schien ihm, als zögere sie einen Augenblick, dann aber sagte sie:

„Wir heißen Bitterfeld, und mein Bruder und ich sind vor etwa einem halben Jahre von Deutschland ausgewandert. Aber wenn es Ihnen nicht unlieb ist, wollen wir beide uns bei unsern Taufnamen nennen."

Er stimmte ihr gern bei, denn einmal schien ihm

selbst der Taufname gemüthlicher, auf der andern Seite aber — die Geschwister waren so ziemlich gleichzeitig mit ihm aus dem Vaterlande gezogen — war es nicht möglich, daß ihnen sein Name in Verbindung mit Blut und Mord zu Ohren gekommen war?

Da es eine auf Gegenseitigkeit gegründete Bescheidenheit verbietet, nach dem Grunde der Auswanderung zu forschen, denn allerlei Haken und Häkchen fehlen eigentlich selten, so fragte Kohlweg nach dem Austausche der Namen angelegentlich nach den nähern Umständen seiner Rettung.

Er erfuhr Folgendes:

Ihr Bruder, der nicht unvortheilhafte Handelsgeschäfte in Santiago betrieb, war am Tage vorher in Geschäften nach dem Hafen, das ist nach Valparaiso, gereist und sie selbst mit einem einzigen Knechte, denn weibliche Dienerschaft hatten sie vorläufig keine, allein im Hause zurückgeblieben.

Sie begriff sogleich bei den ersten Erschütterungen der Erde, um was es sich handelte, denn geringere Erdstöße hatte sie bereits einige erlebt.

Da man aber auch bei leichten Erschütterungen so rasch wie möglich ins Freie eilt, weil man nicht wissen kann, was nachfolgt, so steckte sie eiligst an Baarschaft zu sich, was ihr eben zur Hand war, und lief dann aus dem Hause.

In demselben Augenblicke nun, in welchem sie den Fuß auf die Straße setzte, fand die vorhin erwähnte Verschiebung der der Straße zugekehrten Mauer ihres Hauses statt, welches jeden Augenblick einzustürzen drohte, und sie wollte eben entsetzt auf die andere Seite der Straße fliehen, als sie Kohlweg erblickte, der durch die Heftigkeit des Erdstoßes zu Boden geworfen wurde, wieder aufsprang, fast gleichzeitig aber von einem fallenden Dachsparren getroffen niederstürzte und bewußtlos liegen blieb.

Sie eilte nun nicht auf die andere Seite der Straße, welche sie verhältnißmäßig für sicher hielt, sondern auf den Liegenden zu, den sie sofort unter den Armen faßte und mit Anstrengung aller ihrer Kräfte vor allem aus dem gefahrvollen Bereiche der wankenden Mauer zu ziehen suchte.

Es gelang ihr, aber sie rettete gleichzeitig ihr eigenes Leben durch ihre edle Handlung, denn das Haus, an dessen Seite sie vorher Schutz suchen wollte, stürzte plötzlich und eher als ihr eigenes zusammen, sodaß sie dort unfehlbar erschlagen und unter dessen Trümmern begraben worden wäre.

Sie zog jetzt ihren Schützling auf diese Trümmer, welche nun zuverlässig die sicherste Stelle waren, und kaum dort angekommen, brach auch ihr Haus zusam-

men, und Kohlweg wäre ohne ihre rettende Hand jedenfalls verloren gewesen.

Reichlich holte dieser den vorher versäumten Dank nach, aber sie sagte lächelnd:

„Wenn ich es genau überlege, so dachte ich in jenem Augenblicke eigentlich gar nicht daran, Sie zu retten, sondern, so toll es auch klingen mag, ich sprang instinktartig hinzu, um Sie aus der Nähe jener unheilvollen Mauer zu bringen."

„Der Instinkt der Barmherzigkeit", rief der junge Mann, „und der des Edelmuths und aufopfernder Heldenmüthigkeit."

„Gemach", versetzte Käthchen. „Hätte ich mich nicht auf unserer Seite mit Ihnen beschäftigt, so wäre ich auf der andern, so gut wie Sie selbst, erschlagen worden. Aber hier ist Renca und soviel ich sehen kann, sieht es hier kaum besser aus als bei uns in der Stadt."

Es war in der That so. Der größte Theil der Häuser in Renca war so gut wie in Santiago eingestürzt, und die Bewohner der Stadt brachten nun zusammen mit jenen des Dorfes die Nacht im Freien zu, da fortwährend stärkere und schwächere Erderschütterungen sich spüren ließen und eine Rückkehr lebensgefährlich gewesen wäre.

Wir selbst, der Erzähler des Gegenwärtigen, haben im Jahre 1850 in Chile Leute getroffen, welche jene Nacht erlebten und eine ausführliche Schilderung derselben entwarfen, von welcher wir aber nur eine kurze Skizze wiedergeben können.

Man stelle sich Tausende von Menschen vor, ohne Feuer, ohne Nahrung, fast alle ohne eine weitere Bedeckung als die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, und dabei alle von Angst und Schrecken erfüllt, auf der Erde liegend, kauernd oder stehend und zu Zeiten von den heftigern Erschütterungen wieder zu Boden geworfen.

Alle Stände der Bevölkerung waren natürlich dort vertreten und die Damen der reichern Klassen meist im höchsten Putze, da man eben um die Zeit, um welche das Erdbeben begann, sich dort Besuche zu machen pflegt. Aber diese schönen Kleider waren häufig bereits beschmuzt und zerrissen und kaum mehr zu unterscheiden von dem einfachen Gewande der neben der reichen ebenfalls auf der Erde liegenden armen Frau.

Hier und da hatte sich eine Gruppe um einen Sterbenden versammelt, den treue Hände aus der Stadt gerettet hatten und den der Tod, der viel umkommen, aber nichts verloren gehen läßt, jetzt abzuholen kam, trotz der reichen Ernte, welche ihm muthmaßlich demnächst in Aussicht stand.

Zwischen den Klagerufen, welche bei jedem neuen, halbwegs heftigen Stoße gehört wurden, erschollen die Stimmen ängstlich sich Suchender, welche vielleicht geflohen waren, ohne an ihre Angehörigen zu denken, oder Solcher, welche bei dem wirren Gedränge sich erst außerhalb der Stadt verloren hatten.

Väter riefen laut die Namen ihrer erwachsenen Söhne, Mütter suchten wehklagend nach ihren Kleinen, und Kinder, welche von ihren Aeltern getrennt worden waren, riefen weinend nach der Mutter.

Mitten unter diesen jammernden Menschen standen ihre treusten Begleiter, die Pferde, in Gruppen zusammengedrängt und zitternd, und die Hunde, heulend und Hülfe und Schutz suchend bei Hülfe- und Schutzlosen.

Noch grauenhaftere Töne indessen als dieses Jammergeschrei von Menschen und Thieren hörte man in jener Schreckensnacht.

Der unterirdische Donner, den, wie man sich vielleicht erinnert, Inez mit der Stimme des Satans verglichen hatte, brüllte in den Tiefen der Erde, den stärkern Erschütterungen vorhergehend, sie begleitend oder ihnen folgend, noch grausiger aber klang der Ton der Glocken aus der Stadt.

Wer läutete diese Glocken in der von Menschen verlassenen Stadt?

Waren die alten, längst gestorbenen Küster aus ihren Gräbern geschüttelt worden von der zürnenden Mutter Erde und zogen Gespenster an den Glockensträngen?

Wer Gemüth hat, sei er nun gläubig oder nicht, wird nicht leugnen, daß der Klang der Glocken etwas Erhebendes hat, rufe er zum Dienste des Herrn, oder klinge er zum Freuden- oder zum Trauerfeste.

Nichts von alledem aber sangen die Glocken in der menschenleeren Stadt.

Bisweilen klangen einzelne Töne herüber zu den angstvoll Horchenden, klagende, wimmernde Klänge, fast wie bei Feuersnoth und Sturm.

Dann folgten sich andere, unregelmäßig, heftig und dann plötzlich verstummend.

Und da man wohl schon dort im Lande den Donner grollen gehört hatte in den Tiefen der Erde, nie aber solch gespenstiges, unheimliches Glockenläuten, so horchten anfänglich aller Ohren den grausigen Tönen.

Endlich aber ergründete man die Ursache.

Es waren die noch nicht zusammengestürzten Thürme, welche, schwankend unter dem Schütteln der Erde, ihre eigenen Glocken läuteten.

Konnte man es den Menschen verargen, die in dieser Nacht nie Gesehenes und Gehörtes erfuhren,

daß sie ein Erdbeben, wie auch die ältesten Leute sich eines ähnlichen nicht erinnerten, als den Beginn des Untergangs der Welt zu betrachten anfingen, daß Furcht und Schrecken, Angst und Entsetzen sich steigerten von Minute zu Minute?

Käthchen und Kohlweg setzten sich neben einander auf die Erde und hatten nicht nöthig, als endlich, trotz aller Schrecken, ein kurzer und unruhiger Schlaf sie übermannte, einander zu bewachen. Tausende von Unglücksgefährten thaten das ohnedem, denn die überwiegende Anzahl der Flüchtlinge schloß kein Auge in dieser unheilvollen Nacht.

Mit dem Anbruche des Tages schien sich die Heftigkeit der Erdstöße in etwas legen zu wollen, und als endlich längere Pausen eintraten, in welchen die Erde vollständig ruhig blieb, begann man sich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben und Viele beschlossen sofort nach der Stadt zurückzukehren.

„Was beginnen wir?“ sagte Kohlweg.

„Was mich betrifft“, versetzte Käthchen, „so gedenke ich vor allem ebenfalls in die Stadt zurückzukehren. Es ist meine Pflicht, nach dem Eigenthume meines Bruders zu sehen und womöglich Sorge zu tragen für dasselbe, denn ich fürchte, daß unser Knecht erschlagen unter den Trümmern des Hauses liegt.“

„Und meine Pflicht ist es, Sie zu begleiten, wohin Sie auch gehen mögen, bis Sie irgendwo in Sicherheit sind", sagte Kohlweg.

Sie brachen sogleich auf und waren unter den ersten, welche die Stadt erreichten, die ein Bild grausiger Zerstörung darbot.

Selbstverständlich waren während der Nacht noch mehrere Gebäude zusammengestürzt, und obgleich manche Stadttheile weniger gelitten hatten als andere, so war doch fast kein einziges Haus vollkommen unbeschädigt geblieben.

Auch die Zügellosigkeit und Entsittlichung, welche während jener Unglückstage einen so hohen Grad erreichte, schien bereits zu beginnen.

Es kamen den beiden Zurückkehrenden Menschen mit allerlei Gegenständen beladen entgegen, welche kaum ihr rechtmäßiges Eigenthum waren, und ohne Zweifel hatten sie, auf die Gefahr hin umzukommen, die Nacht dazu benutzt, in den verlassenen Häusern zu plündern und zu rauben.

„Da ohnedem demnächst die Menschen von der Erde und die Erde vom Meere verschlungen wird", sagten diese Räuber, „so wollen wir uns wenigstens vorher noch einige vergnügte Tage machen."

Andere dagegen thaten Buße und suchten die früher

etwas defect gewordene Gottseligkeit nach Kräften wieder aufzubessern.

Indessen fehlten auch Beispiele des Muthes und der heldenmüthigsten Aufopferung nicht, und noch heute erzählt man sich dergleichen Fälle, sind gleich die Namen der Wackern verschollen.

Der liebe Gott hat eben, wie man zu sagen pflegt, mancherlei Kostgänger und des Menschen innerer Sinn, sein Werth oder Unwerth, tritt bei ähnlichen Gelegenheiten am klarsten an das Licht.

Als Kohlweg und Käthchen an das Haus der letztern gekommen waren, fanden sie einen einzigen großen Schutthaufen, und auch die Nachbarhäuser waren fast vollständig zusammengestürzt.

Sie stand einige Augenblicke sinnend, dann sagte sie: „Die Habe meines Bruders, welche nicht zerstört wurde, ist wohl am besten gesichert unter diesen Trümmern. Das Haus gehört zwar nicht uns, aber an Nachgraben und Aufbauen denkt jetzt wohl Niemand, denn Beute ist mit leichterer Mühe an andern Orten zu finden, und mit dem Wiederaufbauen hat es, wie ich fürchte, vorläufig gute Wege.“

„Und was gedenken Sie nun zu thun?“

„Ich will meinen Bruder aufsuchen, welcher nach Valparaiso ging.“

„Und mir", versetzte Kohlweg, „gestatten Sie, Sie zu begleiten?"

Sie nickte bejahend und lächelnd, und auch Kohlweg lächelte, als er daran dachte, daß er jetzt ebenso wie muthmaßlich sein Freund Scherflein eine wunderliche Fahrt mit einem Mädchen durch das Land antreten würde, während beide noch fünf Minuten vor ihrem Abenteuer am paso de las animas fest entschlossen waren, sich nicht zu trennen und jenseits der Berge ihr Glück zu suchen.

Es ist aber eine alte Geschichte, daß die Männer nicht selten der Frauen halber auseinander kommen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.





